
LINKSKURVE

2. Jahrgang / Nummer 6 / Juni 1930

INDIEN UND DIE KRISE DES WELT-IMPERIALISMUS

Doch werden die Inder die Früchte einer ... neuen Gesellschaft solange nicht ernten, als in Großbritannien selbst die gegenwärtig herrschenden Klassen nicht durch das Industrieproletariat verdrängt oder die Hindus selbst genügend erstarkt sein werden, um das englische Joch ein für allemal abzuschütteln. Karl Marx (1853).

Die werktätigen Massen der Kolonial- und Halbkolonialländer sind erwacht. Britisch-Indien steht an der Spitze dieser Länder, die Revolution wächst dort umso schneller an, je bedeutsamer dort einerseits das Industrie- und Eisenbahner-Proletariat wird, und je bestialischer auf der anderen Seite der Terror der Engländer wird. W. I. Lenin (1921).

Die letzten Ereignisse in Indien lassen keinen Zweifel darüber, daß die Freiheitsbewegung des indischen 350-Millionen-Volkes in eine neue Etappe getreten ist. Die charakteristischen Kennzeichen dieser Etappe, die beweisen, daß wir es nicht mit vereinzelt Ausbrüchen der Unzufriedenheit einer jahrhundertlang geknechteten Masse, sondern mit einer umfassenden Revolutionsbewegung, die eine tiefe Umwälzung innerhalb der indischen Massen hervorruft und die Grundfesten der britischen Herrschaft erschüttert, zu tun haben, sind, um nur die wichtigsten zu nennen:

Erstens: der schnelle Uebergang von der im Zeichen der „passiven Resistenz“ begonnenen und geführten Bewegung zu aktivem Kampf gegen den Imperialismus. Das heißt: der völlige Bankrott der bürgerlichen und kleinbürgerlichen – durch den Kongreß, Gandhi und den Gandhismus vertretenen – Leitung der Massen-Bewegung, da die revolutionäre Spontaneität der letzteren sowohl die sich aus der „Theorie der Gewaltlosigkeit“ ergebenden innerlichen Hemmungen, wie auch die durch Einsetzung eines mächtigen Unterdrückungsapparats aufgetürmten äußerlichen Hindernisse überrannt hat. Seit dem Beginn des „Marsches gegen das Salzmonopol“ und der Proklamierung der „satyagraha (bürgerlicher Ungehorsam)“ durch Gandhi sind wenige Wochen vergangen, und die Situation in Indien bietet bereits alle objektiven Symptome einer Aufstandslage, eines blutigen Krieges zwischen dem britischen Imperialismus und den aufständischen Volksmassen.

Zweitens: dieses rasche Tempo der Bewegung und ihr Umschlagen aus einer Aktion „passiven Widerstands“ (die, historisch genommen, nur das Signal der allgemeinen Erhebung war) in eine offene revolutionäre Aktion läßt sich nur erklären durch die gesteigerte Bedeutung, welche innerhalb dieser Bewegung das Element des Proletariats, besonders der industriellen Arbeiterschaft gewonnen hat. Es ist für die Bewegung zweifellos charakteristisch, daß sie einen besonders hartnäckigen und kämpferischen Charakter in den Industriezentren – in Kalkutta, Bombay, Scholapur usw. – annimmt, daß also das Proletariat sich am schnellsten von der Passivitäts-Ideologie Gandhis befreit hat und spontan zu revolutionären Taten schritt.

Drittens: es liegen immer mehr Anzeichen dafür vor, daß sich die Bewegung nicht auf die Städte beschränkt, sondern auch auf das flache Land ausbreitet. In Nordindien beteiligt sich die Bauernschaft bereits ziemlich aktiv an den Kämpfen, die Aufständischen von Tschittagong fanden an den [2:] Bauern Helfer. Die Bauern treten in vielen Teilen des Landes (so vor allem in dem bereits kampferprobten Bardoli) in den Steuerstreik, der sich nicht nur auf die der Regierung zu zahlenden Abgaben, sondern auch auf den an die Grundbesitzer zu entrichtenden Pachtzins erstreckt. Die Gärung unter der Bauernschaft rückt den Beginn der Agrar-Revolution in die Nähe, der die Hauptmasse der indischen Bevölkerung unmittelbar in den Kampf hereinzieht: und der Revolution unwiderstehliche Kraft verleiht.

Viertens: in enger Verbindung mit der Agrar-Revolution steht die Tatsache, daß die aus der Bauernschaft stammenden und unter britischem Kommando stehenden Eingeborenentruppen sich bei der Unterdrückung der Volksaufstände als unzuverlässig zu erweisen beginnen. Zwei Beispiele: von Peshawar, wo sich die hinduistischen Gharwali-Schützen weigerten, gegen eine aufrührerische Masse vorzugehen, die hauptsächlich aus Mohammedanern bestand; und von Scholapur, wo umgekehrt eine

mohammedanische Abteilung nicht auf hinduistische Aufständische schießen wollte; zeigen, daß die Methode, mit der England seit Jahrhunderten in Indien herrscht, Anfachung des Religionshasses und Knechtung des indischen Volkes mit Hilfe eines eingeborenen Söldnerheeres, sich nicht mehr so leicht anwenden läßt wie früher. Diese Beispiele beweisen, wie die britische Herrschaft in Indien in ihren Grundfesten erschüttert ist.

Damit ist auch schon gesagt, daß die indische Revolution kolossale innere Kräfte zu entwickeln beginnt, und daß es nicht gelingen kann, sie einfach, wie eine lokale „Revolte“, mit den üblichen Gewaltmitteln abzuwürgen.

* * *

Die indische Revolution erhält umso größere Bedeutung, da sie im Augenblick einer schweren Krise des Weltimperialismus vor sich geht. Dies ist kein Zufall. Die indische Revolution ist vielmehr im hohen Maße die Folge der allgemeinen Krise des Imperialismus, vor allem des britischen. Seit Jahren ist den britischen Imperialisten klar, daß so, wie bisher, nicht über die Millionen-Massen in Indien geherrscht werden kann; seit Jahren suchen die verschiedenen britischen Parteien einen Ausweg, der, ohne die britischen Interessen zu schädigen, doch mit Unterstützung gewisser Schichten der indischen herrschenden Klassen, das britische Regime auf andere Basis als bisher festigen würde. Aber gerade weil die Krise des Imperialismus im allgemeinen so tief ist, weil es sich die britische Bourgeoisie nicht erlauben kann, auch nur auf einen Pfennig der Ueberprofite zu verzichten, die sie der indischen Bevölkerung abpreßt, weil sie im Gegenteil gezwungen ist, nach Erhöhung dieser Ueberprofite zu streben, sind die verschiedenen Reformprojekte, die von verschiedenen Kommissionen (zuletzt von der bekannten Simon-Kommission) unterbreitet wurden, resultatlos. In Indien aber wird von Monat zu Monat in dem Maße, in dem die Bewegung anwächst und der britische Imperialismus ihr nichts anderes entgegenzuhalten weiß als immer neue Gewalttaten, Verhaftungen und Erschießungen, der Haß der breiten Schichten des werktätigen Volkes heftiger und erbitterter.

„Wo wird die Kette (der weltimperialistischen Front) demnächst reißen? Wieder an der Stelle, wo sie am schwächsten ist. Es ist nicht ausgeschlossen, daß sie vielleicht in Indien reißt. Warum? Weil wir dort ein junges, vorwärtsdrängendes Proletariat haben, das auf die nationale Befreiungsbewegung als ernstesten Verbündeten zählen kann; weil der Revolution dort der fremdländische Imperialismus als Gegner gegenübersteht, der jeden moralischen Kredit verloren hat und von den unterdrückten und ausgebeuteten Massen Indiens allgemein gehaßt wird.“ Diese 1924 geschriebenen Worte J. Stalins passen ausgezeichnet zur Charakteristik der heutigen Kampfsituation.

Die Möglichkeit, daß in Indien tatsächlich die Kette der imperialistischen Front durchbrochen wird, daß sich die indische Revolution zum Ausgangspunkt eines neuen Aufschwunges der Weltrevolution verwandelt, wird verstärkt durch den Umstand, daß gleichzeitig fast überall die Wellen der kolonialen [3:] Revolution hochgehen. Vor allem bedeutet das Wiedererwachen der chinesischen revolutionären Bewegung einen ungeheuren Ansporn für die indische Revolution: die Tatsache, daß in China die Agrar-Revolution, die sich in Indien eben erst zu entwickeln beginnt, bereits im vollen Gange ist, daß die aufständische Bauernschaft sich ihre Machtorgane in den ländlichen Sowjets geschaffen hat, daß diese Bauern-Sowjets bereits geschlossene Gebiete umfassen, daß die revolutionäre „Rote Armee“ bereits Zehntausende von Gewehren zählt, und daß das Proletariat, von den reaktionären Kuomintang-Generalen niedergehalten, sich immer aktiver wieder zu betätigen beginnt, ja sogar in verschiedenen südchinesischen Industrie-Zentren zu neuen Aufständen rüstet, zeigt der indischen Revolution den Weg. Sie beweist, daß sich mächtige Massenbewegungen wohl vorübergehend zurückdrängen, aber nicht auf längere Zeit unterdrücken lassen.

Zwischen den beiden revolutionären Herden China und Indien gerät auch das französische Indochina in Bewegung. Aufstände und Meutereien, Bildung von Bauern-Partisanen-Abteilungen zeigen, wie eng die Gebiete, durch den Imperialismus getrennt, in ihrem Freiheitskampfe miteinander verbunden sind. Im holländischen Indonesien beginnt es wieder zu gären. Das indische Beben pflanzt sich auch nach dem Westen in die arabischen Gebiete fort: in Bagdad marschieren stürmische antibritische Demonstrationen auf. An der Grenze Transjordaniens und des Nedschd finden

dauernde schwere Kämpfe zwischen britischen Truppen und Beduinenstämmen statt. In Palästina, das die Engländer mit Maschinengewehren und Galgen befrieden, dauern Partisanen-Kämpfe und Einzel-Revolten fort. Ja, sogar der anglo-ägyptische Vertrag, der durch die formelle Sicherung der britischen Position am Suez-Kanal und im Sudan die britischen Truppenexpeditionen gegen Indien vor einer Ueberraschung im Rücken schützen sollte, ist durch das Anwachsen des revolutionären Sturmes in Indien verhindert worden. Denn die zum Vertrag bereite ägyptische Nationalpartei „Wafd“ konnte infolge der wachsenden Erregung der ägyptischen Volksmassen den offenen Verrat nicht wagen.

Auf diese Weise wird die indische Revolution zum Mittelpunkt des gesamten revolutionären Aufschwunges in den Kolonien, Wer für sie ist, steht auf der Seite des großen revolutionären Freiheitskampfes. Wer gegen sie ist, zeigt, daß er für den Imperialismus, für die kapitalistische Weltordnung eintritt.

Vor dieser Entscheidung stand vor allem die britische Labour Party, die von der britischen Kapitalistenklasse gerade in dem Augenblick an die Leitung gelassen wurde, als die indische Revolution heranreifte. Die größte Gefahr, die dem britischen Imperialismus während seines Kampfes gegen sie erwachsen konnte, drohte von seiten des britischen Proletariats. Eine Solidaritätsaktion des britischen Proletariats für die indischen Massen, sein entschiedenes Eintreten für die indische Unabhängigkeit wäre zuungunsten des Imperialismus schwer in die Waagschale gefallen. Gerade deshalb mußte in diesem kritischen Augenblick die Regierung Mac Donalds, die Agentur der Lords und City-Bankiers beim britischen Proletariat, in die Bresche springen. Gerade deswegen wurde der Auftrag, mit Feuer und Blut die indische Revolution zu vernichten, keinem anderen als dem Sozialisten Mac Donald übertragen.

Das ist wahrhaftig kein Zufall und noch viel weniger eine tragische Schicksalsfügung. Es ist die Fortsetzung der logischen Entwicklung in der Laufbahn der britischen Sozialdemokratie zum Sozialimperialismus, genau so, wie auf die vielen Verrätereien der deutschen Sozialdemokratie ihre Entwicklung zum Sozialfaschismus folgen mußte. Macdonald und Wedgewood Benn, der Indien-Sekretär der Labour-Regierung, sind sich, wenn sie auf die Arbeiter von Kalkutta und Bombay schießen lassen, nicht untreu geworden. Sie tun nur dasselbe, was Noske und Zörgiebel an deutschen Proleten verbrachten. Damit aber wird wieder einmal bewiesen, welche Rolle die Sozialdemokratie, die 2. Internationale innerhalb des großen Klassenkrieges, [4:] des großen Kampfes zwischen Unterdrückern und Unterdrückten spielt, der unsere Epoche kennzeichnet. Wo immer es auf eine Entscheidung ankommt, wo immer die „Kette der weltimperialistischen Front“ zu reißen beginnt, lassen sich sozialdemokratische Führer von der Bourgeoisie vorschieben, um mit den brutalsten Mitteln, wenn nötig, durch furchtbare Blutbäder, der Revolution den weiteren Vormarsch zu sperren. Es sind immer dieselben Herren, die jedes Blutvergießen so sehr „verabscheuen“, daß sie Gewaltanwendung und revolutionäre Methoden der Massen nicht genug verdammen können, die aber keinen Augenblick zögern, Gewalt anzuwenden, hunderte und tausende Unschuldiger niederzumetzeln, wenn es sich um Konterrevolution, um Erhaltung der imperialistischen „Ordnung“ handelt.

Die heroischen Kämpfe der indischen Volksmassen gegen einen Feind, dessen Armeen von Sozialimperialisten kommandiert werden, zeigten wieder einmal, daß das englische und das ganze europäische Proletariat seiner Solidaritätspflicht für die indische Revolution, die jetzt die vorderste Front antiimperialistischen Kampfes bildet, nur dann genügen kann, wenn es sich sowohl gegen den Imperialismus wie gegen seine sozialistischen Agenten in allen Ländern kämpfend erhebt.

*

BILANZ DER PAPSTAKTION

VON EFFER

Der katholische Emigrant Graf Alexander Soltykoff konstatiert im November 1927 in der katholischen Zeitschrift „Hochland“ einen „massenhaften Abfall des russischen Volkes von der Kirche, von Gott, überhaupt von jeder Art von Religiosität“. Es sei „nicht mehr das ‚einfältige‘, niedere Volk, welches die Gotteshäuser füllt“, sagt Soltykoff, sondern „die Intelligenz“, lies: die Reste von Bour-

geoisie. In den Dorfkirchen dominierten, sagt Soltykoff, „Frauen und Greise“. Die Jugend, auch die weibliche, habe „sich die Lehren des Atheismus vollends (er meint: völlig) zu eigen gemacht“. Die mittlere Generation, die den Krieg mitgemacht hat, zeichne sich „weniger durch den kriegerischen Atheismus der Jugend aus als durch scharfen Skeptizismus ... durch vollkommene Gleichgültigkeit in religiösen Dingen“. Man sieht: Der Graf und katholische Gegenrevolutionär hat uns da aus dem Herzen gesprochen. Die Religion, die man nicht, auch in Sowjetrußland nicht, mit Gewalt unterdrückt, schon deshalb nicht, weil sie das neuerlich stärken würde, stirbt von selbst ab, sobald man ihr nur die materiellen Grundlagen entzieht. Die Verfechter des Religiösen behaupten zwar, dessen Reich sei nicht von dieser Welt, d. h. Religiosität sei vom Materiellen unabhängig. Die Erfahrungen in der Sowjetunion beweisen jedoch, daß es von all dem nur eine materielle (Kirchen-) Macht gibt, deren Verschwinden im Menschen kein ungestilltes Bedürfnis zurückläßt. Die Unabhängigkeit des ideologischen Ueberbaues vom sehr materiellen Unterbau ist im Falle der Kirchen, die solchen Unsinn als wahr und gültig ausgeben, ein purer Gaunertrick, der natürlich der Kontrolle nicht standhält. So hat Soltykoff festgestellt, was in der Sowjetunion vor sich gegangen ist zu einer Zeit, da der „Bund der Gottlosen“ noch keine großen Kampagnen durchgeführt hat. Soltykoff sagt aber auch, wie die Kirchen sich in diesen Jahren der Atempause zum russischen Staate stellten: „Im allgemeinen ... loyal. Jedoch ist eine solche Loyalität keineswegs im Sinne der Neutralität den kommunistischen Ideen gegenüber zu verstehen. Der Kampf gegen die bolschewistische Ideologie und Ethik (nicht aber gegen die Politik und Wirtschaft) wird ... allerorten unentwegt weitergeführt. Der Prediger richtet die Schärfe seines geistlichen Schwertes ... gegen den Geist der heute in Rußland getätigten Kultur.“ Wir wollen diese Angabe des katholischen Autors Soltykoff im Gedächtnis behalten.

Die römische Kurie hat aber die Sache darauf nicht beruhen lassen. Sie hat zur eigenen Orientierung die Wahrheit ergründet – damals hat sie es ja [5:] noch nicht nötig gehabt, zu lügen – und hat daraus ihre Folgerungen gezogen. Diese Folgerungen sahen dann so aus: „Die Wiedervereinigung Rußlands mit der katholischen Kirche könnte sich trotz des offiziellen Atheismus unter der bolschewistischen Regierung leichter vollziehen als unter dem alten Regime. Der Zar hätte dem Papst sein Reich verschlossen, denn er war selbst Papst.“ (Aus „Allgemeine Rundschau“, München, Februar 1930.) Ferner: Man weiß doch, was der von Rom zum „Bischof aller katholischen Russen“ ernannte, doch im Ausland amtierende D’Herbigny alles angestellt hat, um seine Auftraggeber von der „Festigkeit des Sowjetregimes zu überzeugen und von der Notwendigkeit, sich danach einzurichten. Und schließlich erfährt man die publizistischen Taten des Monsignore Dr. Victor Bede, eines hohen katholischen Meinungsmachers, der noch am 5. August 1929 in der „Germania“ folgendes dargelegt hat: „Wie wäre es also, wenn man sich eine Art von Alliance zwischen dem Kommunismus und der größten moralischen Macht, dem Papsttum, vorstellen könnte?“ Genau genommen, bestünden gar keine ernstlichen Hindernisse und Bede zögert deshalb nicht anzuregen, daß man von der Sowjetregierung „Landkonzessionen für die friedlichen katholischen Mönche, Vorbilder des wahren Kommunismus“, erwirke. Die „Germania, heute in Idealkonkurrenz mit dem „Vorwärts“ das infamste Antisowjet-Hetzblatt, bestätigte damals sogar die „Erwünschtheit“ diplomatischer Beziehungen zwischen Moskau und Rom.

Was ist also los? Soltykoff hat das Absterben der Religion konstatiert. Ursache dieses Absterbens schien ihm die Zerschlagung der orthodoxen Staatskirche, des russischen Cäsaropapismus zu sein. Die „Allgemeine Rundschau“ meint dazu, daß die Sowjets ja eigentlich bessere Chancen böten als ehemals der Zar. D’Herbigny weiß von der „Festigkeit“ des Regimes zu erzählen. Und Bede schlägt schließlich ein positives Eindringen des Katholizismus nach Sowjetrußland als fällig und äußerst empfehlenswert vor.

Die „Festigkeit“ ist freilich nicht eine solche, wie wir Kommunisten sie meinen. Festigkeit des Regimes in Rußland hieß bis vor kurzem die Hoffnung der kapitalistischen Umwelt, daß sich das „Experiment des Kommunismus“ in Rußland in Formen zurückentwickle, die eine progressive Teilnahme dieser kapitalistischen Umwelt ermöglichen würden. Also „Festigkeit“ gleichbedeutend mit Nicht-Weiterentwicklung. Und darauf haben nun sowohl die sich zeitweilig der Sowjetunion annähernden kapitalistischen Mächte England, Amerika und Deutschland, wie auch die zahlreichen

einzelnen kapitalistischen Konzessionäre, und endlich die Herren im Außenamt des Heiligen Vaters vertrauensvoll spekuliert. Sie, diese hohen Kleriker, dachten nämlich, die historische Stunde der Wiedervereinigung hätte geschlagen, und beeilten sich deshalb, das Ihre zu tun. Sie sondierten das Terrain, sie kalkulierten und philosophierten und sind auf diese Weise zum Schluß gekommen, daß die katholische Kirche, unter deren Oberhoheit die Wiedervereinigung aller christlichen Kirchen vor sich gehen müßte, den ersten Schritt dazu schuldig wäre, den Schritt direkt in die „Hölle der Sowjets“. Denn wer zuerst kommt, mahlt zuerst; das ist klar. Der thomistischen Staatsauffassung, die äußerliche Skrupel nicht zuläßt, verdankte man ja auch die Elastizität und Gleichgültigkeit gegenüber der Staatsform. Und wenn die Sache tatsächlich nur mit Landkonzessionen für die „Vorbilder des wahren Kommunismus“ angefangen hätte, dann wäre das weiter auch kein Schade gewesen, denn wenn man der Kirche den kleinen Finger gibt, dann zögert sie bekanntlich durchaus nicht, die ganze Hand zu ergreifen. Derart ist die Politik des Katholizismus bis zum Einsetzen der „zweiten“, der sogenannten „Agrarrevolution“ und der damit verbundenen Liquidierung der bäuerlichen Mittelklassen gewesen. Auf der Gegenseite dieser Auseinandersetzung zwischen Sozialismus und kapitalistischen Ueberresten haben da nämlich auch die kirchlichen Ueberreste gestanden, von denen Soltykoff so offenherzig bekennt, daß sie konterrevolutionäre Agitation betrieben. Infolgedessen hat sich der Stoß der Agrarsozialisierung auch gegen die [6:] Verbündeten des Kulaken, die Popen, Hochwürden und Rabbis, gerichtet. Aber im allgemeinen doch wieder nur ein „Stoß“, der aus weiterem freiwilligen „Massenabfall von Gott“ bestand.

Nun, und jetzt? Jetzt hat die katholische Kirche, das Haupt der Wieder-Vereinigungstendenz, die moralische Rüstungszentrale aller imperialistischen Kriege, der Todfeind der atheistischen Aufklärung, endlich vom Leder gezogen. Der Papst hat da eine seiner üppigsten und verheißungsvollsten Illusionen leider zu Grabe tragen müssen. Man erkannte: Das Regime der Sowjets ist nicht nur „gefestigt“, sondern auch in der Weiterentwicklung begriffen. Stalin ist nicht, wie man geglaubt hatte, für die katholische Aktion günstiger als der Zar, sondern noch weit weniger günstig. Das hat im Staatssekretariat des Papstes dann den Ausschlag gegeben. Fünfjahresplan, Agrarsozialisierung und Massenschließung von Kirchen auf Wunsch der ihrer nicht mehr bedürftigen Bevölkerung, das ist der Tropfen gewesen, der das Faß der päpstlichen Weltpolitik zum Ueberlaufen gebracht hat. Der Heilige Vater schrieb seinen Pompili-Brief. Der Riesenapparat der katholischen Weltmacht klapperte eifrig. In Deutschland kam Brüning und in Preußen wird bald schon ein Zwillingbruder Brünings die Regierungsgewalt ausüben, In Oesterreich ist bereits alles getan, und das neue Faschistenregime hat nun Zeit, sich zu festigen. Die französische Bourgeoisie hat ihren Kutiepoff. Auch Italien ist in bester Verfassung, und Polen läßt ohnedies nichts zu wünschen übrig. Bleibt nur England, das eben dabei ist, mit den verhaßten Sowjets einen Handelsvertrag abzuschließen. Und Amerika? Der Heilige Vater hat A gesagt. Kein Zweifel, daß er auch B sagen wird. Er wird unter Umständen sogar das ganze ABC durchleiern, bis der ersehnte Tag angebrochen ist, an dem die Heere imperialistischer Räuberstaaten unterm Zeichen des römischen Kreuzes gegen die Sowjetunion marschieren. Bis dahin muß es gelungen sein, den arbeitenden Massen klarzumachen, was es mit diesem römischen Kreuze auf sich hat.

*

PANZER-ABC

TH. NEUBAUER

Großer Tag im „Hause gegen das deutsche Volk“ am Platz der Republik. Mächtiger Andrang zu den Tribünen. Auch die Diplomatenlogen sind besetzt. In den Presselogen ein Kopf neben dem anderen. Offenbar erwartet man Sensationen.

Sensationen? Ach, der Eingeweihte weiß im Voraus, daß keine Sensationen kommen werden, die die mörderische Langweile der parlamentarischen Tretmühle unterbrechen könnten. Denn schon im Ausschuß, bei den „Vorfeldkämpfen“, haben sich die Fronten soweit geklärt, daß es nur noch eine einzige unklare Frage gibt: was wird aus dem Panzerkreuzer B?

Der Eingeweihte vermag einen großen Teil der Ereignisse vorauszusagen, ohne damit den Anspruch erheben zu dürfen, daß er ein Prophet wäre. Er weiß: alle Anträge der Kommunisten werden von

sämtlichen anderen Parteien – von dem Sozialdemokraten Breitscheid bis zu dem nationalsozialistischen Ritter von Epp, dem Henker der Münchener Räterepublik – abgelehnt; alle sozialdemokratischen Streichungsanträge, geboren aus der unfreiwilligen Scheinopposition, werden von Georg Bernhard bis zu Goebbels gestrichen.

So bleibt eine einzige Frage: wird der deutschnationale Antrag angenommen werden, den im Ausschuß bereits gestrichenen Panzerkreuzer B doch zu bewilligen? Um diese Frage herum wird also zwei Tage geredet werden. Der Eingeweihte weiß auch hier, daß die Entscheidung darüber hinter den Kulissen, in den Verhandlungen zwischen den Bürgerblockparteien, längst gefallen ist. Die Tribünen wissen das noch nicht. Darum sind sie gespannt.

Man muß überhaupt die Tribünenbesucher bewundern, daß sie nicht vor Langeweile sterben! Sie hören den ledernen Bericht des kaum vernehmlichen [7:] Berichterstatters Stücklen (SPD); sie lauschen angestrengt, wenn der republikanische Kriegsminister Gröner seine stark lyrisch durchsetzten Ergüsse vorliest; sie folgen sogar der Debatte, wenn sie ertönd stundenlang dahinplätschert, bloß weil gewisse Parteien und in diesen wieder gewisse Leute gern sprechen, die eigentlich gar nichts zu sagen haben.

Gröner – „ein Hundsfott, wer streikt“ – ist ein herzlich schlechter Redner; aber er weiß, was der „nationale“ Bierbankpolitiker gern hört: Phrasen, sentimentale nationalistische Phrasen, die so lyrisch aufgemacht sind, daß sich der Kommunist Torgler zu dem Zwischenruf veranlaßt sieht: „Das ist schon für eine Klassikerausgabe“, was von dem ganzen Hause mit beifälligem Lachen aufgenommen wird. Im übrigen ist Grönners Rede ein Bekenntnis zum hundertprozentigen Militarismus. „Wir müssen jede Möglichkeit ausschöpfen, um die Rüstungen zu erhöhen. – Die Wehrhaftigkeit – besonders der Jugend, muß mit allen Mitteln gesteigert werden – Ich bewundere die Bescheidenheit der Heeresleitung, daß sie nicht sehr viel höhere Anforderungen gestellt hat.“

Schöpflin, ein bayerischer Bierbaß, der seit Anno Tobak für die Sozialdemokratie das Ressort „Reichswehr“ befreut, erzählt allerlei Kleinigkeiten, die jeder rechte Zentrumsmann auch vorbringen kann. Da man ihn schon zehn Bänke entfernt nicht mehr versteht, kann die Tribüne einstweilen schlafen oder sich leise unterhalten. Ihm folgt der deutschnationale General von Lettow-Vorbeck, diesem der Zentrumsmann Ersing – es ist zum Sterben langweilig.

Jetzt kommt der Kommunist Kippenberger zu Wort. Der Kriegsminister verläßt schleunigst den Saal. Er weiß, es kommen Enthüllungen, auf die er nicht antworten will und darf. Jawohl, Enthüllungen, von denen jede einzelne eine vernichtende Anklage ist gegen die geheimen Kriegsrüstungen der Reichswehr, gegen die faschistische Durchsetzung des Heeres, gegen die Soldatenschinderei. Die Tribünen lauschen mit höchstem Interesse.

Nach Kippenbergers Rede plätschert die Debatte stundenlang – bis zum zweiten Male Gröner das Wort ergreift. Eine hohe Anerkennung für Lettow-Vorbeck und die Deutschnationalen, ein kollegiales Auf-die-Achsel-Klopfen für den volksparteilichen Admiral Brüninghaus, ein hohes Lob für den Zentrumsmann Ersing, eine besondere Anerkennung für den Sozialdemokraten Schöpflin, der von der Geburt der neuen Wehrmacht an so viel zum Aufbau des Heeres beigetragen habe! Jedem das Seine! Herr Gröner weiß, wie man diese Leute behandeln muß. Natürlich fehlen auch hier wieder die poetischen Ergüsse nicht, die der Spießbürger in Posemuckel morgen mit schmalzigem Behagen lesen soll.

Gegen Schluß noch eine kleine Sensation: der Sozialdemokrat Künstler hält eine „radikale Oppositionsrede“. So etwas muß man gehört haben. Er liest alles ab, damit er ja nicht zu viel sagt. Aber er schreit so laut, daß man fast meint, er wolle wirklich zum Angriff übergehen. Er fordert Aufklärung über die Kieler Munitionsschiebungen – als ob nicht er und seine Leute längst „aufgeklärt“ wären! Spricht in dunklen Andeutungen von geheimen Machenschaften der Wehrmacht, vergißt auch ein paar Sätze gegen die Sowjetunion nicht (die dürfen bei ihm nie fehlen!) und verlangt: Gröner soll reden, sonst ... Was sonst?

Gröner antwortet. Künstlers Rede sei, von einem Vertreter der bis vor wenigen Wochen führenden Regierungspartei gehalten, der „Gipfel der Verantwortungslosigkeit“. Eine schallende Ohrfeige. Dittmann schreit von „Unverschämtheit“, die SPDisten lärmen, Aber die Ohrfeige sitzt ... denn die SPD, so erklärt Gröner, wußte durch ihren Kanzler von allem, was von seiten der Heeresleitung geschehen ist!

Und aus Abend und Morgen wurde der zweite Tag: Marine-Etat! Zuerst wieder eine der üblichen Gröner-Reden. Dann versicherte der sozialdemokratische Polizeipräsident von Altona, Eggerstedt, daß er und seine Partei die Leistungen Grönners sehr wohl anerkennen! (Das also ist die Antwort auf [8:] Grönners Ohrfeige.) Und daß die SPD Herrn Gröner Gefolgschaft leisten will! „Wir haben das Heer bejaht, wir haben die Flotte bejaht, wir wollen nur ein vernünftigeres, langsames Tempo bei den Schiffsbauten!“

Der Kommunist Neubauer, der dem Herrn Polizeipräsidenten antwortet, hat es leicht, die ganze Verlogenheit der SPD-Politik nachzuweisen.

Was noch geschah? Ein deutschnationaler Landbündler „wies nach“, daß der Panzerkreuzer B für die notleidende Landwirtschaft eine absolute Notwendigkeit sei. Ein paar andere „bewiesen“ das gleiche für den Mittelstand, für die Industrie, für den Stand, ja, für die Arbeiterschaft! Die Debatte zieht sich weiter bis gegen Abend.

Abstimmung! Abstimmung! heulen die Sirenen. Die Herren Abgeordneten werden aus ihren „Arbeits“zimmern, aus dem Lesesaal, aus dem Restaurant zusammengetrommelt. Zwei Stunden Abstimmungen! Gesäß-Arbeit! Der Panzerkreuzer B wird abgelehnt – aber nur für dieses Jahr, um desto sicherer für das nächste Jahr gebaut zu werden. Das kommunistische Mißtrauensvotum gegen Gröner wird niedergestimmt. Die Sozialdemokraten erheben sich zögernd für das Mißtrauen. Nur Severing läßt sich nicht halten, seinem alten Freund Gröner sein Vertrauen zu bezeugen.

Die Sitzung ist aus. Es wird weiter gerüstet! Das Reichstagsrestaurant füllt sich. Gröner lächelt. Es war ein leichter „Sieg“ – wo doch außer den Kommunisten keine Gegner vorhanden waren.

*

ZUR FRAGE EINER MARXISTISCHEN AESTHETIK

Fortsetzung.

K. A. WITTFOGEL

3. Kant oder Hegel – der Ausgangspunkt einer marxistischen Aesthetik.

Ob Kant in der Tat die wissenschaftliche Aesthetik „begründete“, wie Mehring erklärt, und wie Thalheimer es ihm mit mehr Eifer als Sachverstand nachspricht, das wäre an sich wenig bedeutsam, wenn nicht eine derartige Darstellung den geschichtlichen Zusammenhang aufhobe, ohne den wir den gesellschaftlichen Sinn der Aesthetik Kants (und der deutschen klassischen Dichtung) nicht wirklich zu begreifen vermögen. Man mag es als uninteressant bezeichnen, daß Kants „Kritik der Urteilskraft“ seit Plato und Aristoteles eine Fülle von Untersuchungen über das Natur- und das Kunstschöne vorangegangen sind. Man mag sogar die Tatsache, daß Kant die Arbeiten von Addison, Pope, Hutcheson, Hume, Burke, Home, Batteux, Baumgarten, Meier, Lessing, Winkelmann, Sulzer, Mengs u. a. kannte und sich einigen von ihnen stark anschloß⁵, belanglos nennen. Man mag die Frage diskutieren, ob die Vorgänger Kants es noch nicht zu einer „wissenschaftlichen“ Aesthetik brachten, und ob er also in diesem Sinne tatsächlich der erste war ... Dies alles sind Probleme untergeordneten Ranges gegenüber der Tatsache, daß Kant sich von einer Reihe seiner Vorläufer in einer gesellschaftlich ungemein wichtigen Weise unterscheidet. In den ästhetischen Schriften der Diderot, Sulzer, Webb, Lessing, in den programmatischen Aeußerungen zahlreicher (Hausenstein meint sogar: aller) namhaften Aesthetiker der zweiten Hälfte des 18. Jahrhundert⁶ wird der Kunst, deren Form aufgaben darum nicht geleugnet werden, ein gesellschaftlicher, moralischer, politischer Sinn beigemessen. Was

⁵ Vorländer, Einleitung zu I. Kants Kritik der Urteilskraft. 4. Aufl. Leipzig 1913.

⁶ F. Schiller, Briefe über Don Carlos. 2. Brief. W. Hausenstein, Der nackte Mensch in der Kunst aller Zeiten und Völker. München 1913. S. 152.

anders bedeutet es, wenn als Gegenstand der Kunst die „republikanischen Tugenden“ normiert werden (der junge Schiller)⁷, wenn es als ihr Ziel bezeichnet wird, „den Tyrannen Schrecken einzuflößen“ (Diderot).

Dies war eine politische Aesthetik, eine bürgerlich-revolutionäre Aesthetik. Ihrem Geiste entsprechen die Dich-[9:]tungen der Sturm- und Drangzeit, von denen sich Kant mit scharfen Worten abgegrenzt hat. Er mißbilligte die „Originalitätssucht der Genieaffen und der Stürmer und Dränger“⁸. Seine Aesthetik weist mit dem Inhaltsproblem überhaupt speziell auch die Frage nach dem sittlich oder politisch bedeutsamen Inhalt ab. Das Schöne „gefällt ohne alles Interesse“⁹). Die ästhetische Reaktion bezieht sich lediglich auf „das Verhältnis der Vorstellungskräfte zueinander“, nämlich auf das Verhältnis der Einbildungskraft, die das Mannigfaltige der Anschauung zusammensetzt und des Verstandes, der in der Einheit des Begriffs die Vorstellungen vereinigt.¹⁰ In dieser „wechselseitigen subjektiven Uebereinstimmung der Erkenntniskräfte untereinander“ besteht das ästhetische Erlebnis, das rein subjektiv bleibt, „ein freies Spiel der Vorstellungskräfte“¹¹. So hat denn Kant, wenn nicht „die“ Aesthetik, so doch eine formalistische (idealistische) Aesthetik wissenschaftlich zu begründen gesucht. „In aller schönen Kunst besteht das Wesentliche in der Form.“ Die derart der ernsthaften „moralischen Inhalte enthobene Künste „dienen alsdann nur zur Zerstreuung ...“¹². So wird dann die oberste aller Künste, die Dichtkunst, nichts als „ein bloßes unterhaltendes Spiel mit der Einbildungskraft“¹³.

Engels hat die Kantsche subjektivistische Erkenntnistheorie als eine „Philosophische Schrulle“ zurückgewiesen¹⁴. Kants subjektivistische Kunstauffassung scheint uns keine sehr viel freundlichere Bezeichnung zu verdienen. Es ist seine Theorie des „reinen“ Scheins und Spiels, der „reinen Form“, die den vor den Problemen der bürgerlichen Revolution flüchtenden „Klassikern“ Goethe und Schiller den theoretischen Rückhalt für ihre Wendung zu einer keineswegs „reinen“, sondern äußerst inhaltvollen Kunst, für ihre Wendung in eine verklärte feudal-absolutistische Welt (Muster: Homer, Shakespeare!) gab.

Es ist hier nicht der Ort, die progressiven Züge, die die Kantsche Philosophie zu ihrer Zeit besaß, im einzelnen kenntlich zu machen. Marx, Engels und Lenin haben wiederholt betont, inwiefern dem Idealismus jener Epoche, neben allen reaktionären Elemente, Momente innewohnten, die über den mechanischen Materialismus des 17. und 18. Jahrhunderts hinauswiesen. Es ist der Gesichtspunkt der Aktivität, es ist die Methode der Dialektik, die der Marxismus, indem er beides kritisch umgestaltete, aus der klassischen Philosophie in seinen dialektischen Materialismus herübernahm.

F. Mehring hat, wie sich von selbst versteht, Kants Aesthetik nicht in ihrer Gesamtheit gutgeheißen, Als ihr wesentliches Verdienst bezeichnet er es, daß Kant „die Kunst als ein eigenes und ursprüngliches Vermögen der Menschheit“ nachgewiesen habe¹⁵. Dies ist zweifellos ein Verdienst, mag auch Kant jenes Vermögen nur mit besonderen Mitteln, nicht aber als erster sichtbar gemacht haben. Sehr viel stärkeren Abtrag tut es der Leistung Kants, daß er, indem er den ästhetischen Gesamtprozeß ent-inhaltete, jenes spezifische ästhetische Vermögen“ in seinem Wesen gar nicht wirklich zu begreifen vermochte. Nach Kant ist das ästhetische Erlebnis formal, eine Art geistigen Selbstgenusses der Menschheit. Einer materialistischen Aesthetik vollzieht sich dagegen etwas durchaus anderes, etwas, das mit dem Gehalt des Kunstwerks wesentlich verbunden ist. Hier hat Mehrings Kritik

⁷ Hausenstein. S. 156 und 152.

⁸ Vorländer, Einleitung. S. XV, Im Gegensatz zur Annahme Mehrings, der Thalheimer sich ohne Bedenken anschließt, hat Kant die Werke Goethes und Schillers, als er seine „Kritik der Urteilskraft“ schrieb, 1787, so gut wie gar nicht gekannt. Goethe hat er, vielleicht, einmal erwähnt, und zwar abfälligerweise.

⁹ Kritik der Urteilskraft. S. 214. Auch 48.

¹⁰ Ebendort. S. 56,

¹¹ S. 57 und 55.

¹² S. 182.

¹³ S. 183/4.

¹⁴ F. Engels, Ludwig Feuerbach. Ausg. Duncker, Wien-Berlin 1927. S. 29.

¹⁵ Mehring, Zur Literaturgeschichte. II. S. 260.

eingesetzt. Kant suchte die Allgemeinheit der ästhetischen Urteile darauf zu basieren, daß doch jedermann nach dem gleichen subjektiven Prinzip, [10:] „durch Verstand und Sinne in Verbindung“ zu urteilen bestimmt sei¹⁶. Demgegenüber betont Mehring die objektiven Wurzeln der Allgemeingültigkeit ästhetischer Urteile. Hier müsse man „die historisch-materialistische Methode als den einzigen Schlüssel zur Lösung des Rätsels ansehen“¹⁷.

So großartig nun die Mehrzahl der konkreten Analysen Mehrings mit den Mitteln des historischen Materialismus den Zusammenhang von Zeit, Klasse, Gehalt und Form des Kunstwerks bloßlegt, so ist der Pionier einer marxistischen Literaturkritik doch in seinen theoretischen Anschauungen die formalistische Betrachtungsweise Kants nicht völlig losgeworden. In der Praxis der jeweiligen Untersuchung leitete ihn sein materialistischer Instinkt. In seinen prinzipiellen Erklärungen bestimmte ihn – trotz aller Vorbehalte – immer wieder die Kant-Schillersche Kunstformel. So hören wir ihn in bezug auf die extreme These Schillers, „daß der Gegenstand der ästhetischen Betrachtung nicht der Inhalt, sondern die Form sei, daß des Meisters eigentliches Kunstgeheimnis darin bestehe, den Stoff durch die Form zu vertilgen“, sagen: „In seiner absolut abstrakten Fassung unanfechtbar (! W.), ist dieser Satz in der historischen Entwicklung des Kunstgeschmacks immer nur zur bedingten Geltung gekommen“¹⁸. Mehrings Ansicht, daß auch Kants Schönheitsbegriff (das Schöne gefällt „ohne alles Interesse“) sich „bedingt“ durchsetze, eben wie die Werttheorie, ergänzt jene erste Anschauung. In beiden Fällen ist eine Zwischenposition zwischen Kants Formalismus und Idealismus einerseits und einer konsequent materialistischen Auffassung andererseits eingenommen.

Kant hatte dem objektiven Dogmatismus seiner Vorläufer einen, wie Hegel sich ausdrückt, „subjektiven Dogmatismus“ gegenübergestellt¹⁹. In Hegels Philosophie wurden die beiden Einseitigkeiten, die mechanische Vorherrschaft des Seins und die ebenso mechanische des Bewußtseins, in einer höheren Einheit, wenn freilich auch noch mit metaphysisch idealistischem Vorzeichen, aufgehoben. Während bei Kant Denken und Sein „nur auf eine äußerliche, oberflächliche Weise verbunden werden, wie ein Holz und Bein durch einen Strick“²⁰, zeigt Hegels Totalitätsphilosophie die Welt als eine, freilich widerspruchsvolle (und letzten Endes vom Begriff getragene) Einheit. Die Formen des Denkens – und der Kunstproduktion – sind also nun nicht mehr zufällig und äußerlich mit ihrem Stoff verbunden, sondern auf eine notwendige Weise. Die Form des Kunstwerks ist nicht dazu da, um den Gehalt zu vertilgen, ihn verschwinden zu lassen, sondern um ihn in der dem Wesen der Sache angemessenen Weise zum Ausdruck zu bringen²¹. Der Gehalt des Kunstwerks aber steht wiederum nicht außerhalb der großen und wesentlichen Interessen der Zeit, sondern er drückt gerade diese in der der Kunst eigentümlichen Sprache der unmittelbaren anschaulichen Sinnlichkeit aus. Das freie, das nicht zweckgebundene Kunstwerk (zu den Zweckkünsten rechnet Hegel das Kunstgewerbe, die Architektur usw.) ist „eine Art und Weise, ... die tiefsten Interessen des Menschen, die umfassenden Wahrheiten des Geistes zum Ausdruck zu bringen.“ Daher haben denn auch die „Völker in ihren Kunstwerken, nicht, wie Kant sagt, nur ein schönes Spiel getrieben. Nein: „In Kunst-[11:]werken haben die Völker ihre gehaltreichsten inneren Anschauungen und Vorstellungen niedergelegt, und für das Verständnis der Weisheit und Religion der Nationen macht die schöne Kunst oftmals, und bei vielen Völkern sie allein den Schlüssel aus.“²²

¹⁶ Kritik der Urteilskraft. S. 58.

¹⁷ Zur Literaturgeschichte. II. S. 251.

¹⁸ Ebendort. S. 264.

¹⁹ Hegel, Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie. 2. Aufl. Berlin. 1840 ff. III. S. 503.

²⁰ Ebendort. S. 516.

²¹ Der Schein der Kunst steht nicht leer und äußerlich dem Gehalt des Werks gegenüber. „Der Schein selbst ist dem Wesen wesentlich, die Wahrheit wäre nicht, wenn sie nicht schiene und erschiene.“ (Hegel, Aesthetik. I. S. 12.) Oder anders: „Den Mittelpunkt der Kunst macht die zu freier Totalität in sich abgeschlossene Einigung des Inhalts und der ihm schlechthin angemessenen Gestalt aus.“ (Ebendort. II. S. 3.) Oder, womöglich noch krasser: „Denn der Gehalt ist es, der, wie in allem Menschenwerk, so auch in der Kunst entscheidet.“ (II. S. 240.)

²² Aesthetik. S. 11. (Hervorhebung von uns.)

4. Organisieren wir ein materialistisches Studium der Hegelschen Aesthetik!

Diese programmatischen Aeüßerungen Hegels zeigen, daß seine dialektische Philosophie, trotz aller ihr noch innewohnenden idealistischen Elemente, auch auf dem Gebiete der Aesthetik gegenüber Kants mechanischem Subjektivismus einen ungeheuren Fortschritt darstellt. Nicht zufällig hat Marx sich als Schüler Hegels bezeichnet, nicht aber als denjenigen Kants. Die Hegelsche Philosophie war das letzte, tiefste, umfassendste Wort der bürgerlichen Philosophie. Sie galt es „umzustülpen“, um zur Philosophie des Marxismus, zum dialektischen Materialismus zu gelangen²³. In Konsequenz dieses Gedankens hat Lenin aufgefördert – nicht zum Studium Kants, sondern zur Organisation eines „systematischen, von materialistischen Gesichtspunkten geleiteten Studium der Dialektik Hegels. Diese Dialektik müssen wir „nach allen Seiten hin ausarbeiten. Wir müssen „in unseren Zeitschriften aus den wichtigsten Werken Hegels Auszüge publizieren und ... diese Hegelsche Dialektik in die Sprache der Materialisten übersetzen“.²⁴

Dieses Vermächtnis von Marx und Lenin steht auch auf dem Gebiete der Aesthetik vor uns. Wir werden die in ihrem Halbkantianismus begründeten Mängel der Mehringschen Versuche zur Vorbereitung einer marxistischen Aesthetik aus den Zeitumständen, in denen diese Versuche unternommen wurden, verstehen. Aber in offener oder versteckter Form an ihnen festhalten, wie das Thalheimer in seinem Vorwort zu den Mehringbänden tut²⁵, dürfen wir natürlich nicht. Wenn wir in weiteren Aufsätzen die Probleme der Aesthetik vom Standpunkt der ins Materialistische übersetzten Hegelschen Dialektik, unter Publizierung von Auszügen wichtiger Aeüßerungen Hegels, behandeln und wenn wir dabei mehrfach auch Mehrings Stellung kenntlich machen, so werden wir sehen, daß Mehring, wo er irrte, unter dem Einflusse Kants gestanden hat, daß dagegen die Fülle seiner materialistischen und positiven Resultate auf der Befolgung von Prinzipien beruht, die auf einer materialistischen Weiterführung der bereits von Hegel in seiner „Aesthetik“ zur Anwendung gebrachten Gedanken beruhen. (Fortsetzung folgt.)

*

[12:]

ZUM PREISAUSSCHREIBEN

Was bist du, Genosse? Du bist Tischler. Ich bin Schriftsteller. Meinst du, daß ich einen Stuhl zimmern kann? Nein! Das muß ich lernen. Aber ein Gedicht, sagst du, oder eine Geschichte, schreibt man aus sich heraus, nach dem, was man fühlt. Was würdest du von einem Stuhl halten, den ich als Schriftsteller nach dem Gefühl machte? Würdest du den als Sitzgelegenheit anerkennen? Sicher nicht.

²³ Marx, Vorwort zur II. Auflage des I. Bandes des „Kapital“.

²⁴ N. Lenin. Eröffnungsaufsatz der Zeitschrift „Unter dem Banner des Marxismus“. Deutsch. Jg. H. 1. S. 116 ff.

²⁵ Obgleich Thalheimer es „einen gewissen Mangel“ (!) der ästhetischen Untersuchungen Mehrings nennt, daß dieser sich nicht mit Hegel auseinandergesetzt habe, zeigen die von Thalheimer angeführten Hegelgedanken, daß Thalheimer das materialistische Kernproblem gar nicht gesehen hat. (Bd. I. S. 25 ff.) Der Hinweis auf die geschichtliche Betrachtungsweise Hegels hilft die bei Mehring offenen Probleme so wenig klären, wie der Hinweis auf Hegels Objektivismus. In allgemeiner Weise hat Mehring diese Momente bereits selbst berücksichtigt. Dies Allgemeine galt es einerseits zur theoretischen Formel zu verdichten, andererseits die Formel am konkreten Stoff zu prüfen. Allein Thalheimer hat weder den Sinn von Hegels Gehaltsästhetik bemerkt. Das zeigen seine Hegelzitate. Noch ist er tatsächlich von Kants idealistischem Standpunkt losgekommen. Es ist bezeichnend, daß Thalheimer die Kantsche Formel, daß schon das uninteressiert Betrachtete sei, eine Formel, die **Mehring** bereits **abgeschwächt** hat, **sich ohne jede Abschwächung zu eigen macht**. (II. S. 14 ff.) Was bei Mehring Unfertigkeit des revolutionär marxistischen Standpunktes war, das wird bei Thalheimer, nachdem der Standpunkt reifer ausgebildet ist, zum bewußten Angriff gegen ihn. Offenbar will Thalheimer, der, wie wir noch zeigen werden, in der Frage der proletarischen Kultur die unmarxistische Auffassung Trotzki mit der Auffassung Lenins „versöhnen“ möchte, hier die idealistische Kunstformel Kants mit dem Marxismus „versöhnen“. Auf unsere diesbezügliche Kritik hat Thalheimer oder dessen Anwalt zur Sache nichts zu erwidern gehabt. Wenn aber jemand Nebenfragen in den Vordergrund schiebt – übrigens unter Anwendung ziemlich armseliger Falschspielertricks –, wenn er sich mehr mit dem „Hintern“ seines Gegners, als mit dessen Argumenten beschäftigt, so beweist er, von der Geschmacklosigkeit der Sache abgesehen, die schließlich ein privates Unglück ist, daß er sich sachlich geschlagen bekennen muß.

Vielleicht als Versuch zu einer Sitzgelegenheit. Und so sind auch deine Gedichte meist noch Versuche. Die handwerklichen Fertigkeiten, die Tischler, Dichter und Schriftsteller gleichermaßen brauchen, sind nicht genug entwickelt. Es ist das Meiste „nach dem Gefühl“ gezimmert. Und da haben sich als Anfängerfehler in hellen Haufen eingeschlichen: Kleinbürgerlyrik aus der „Gartenlaube“, hohles Pathos, klobige Anhäufung der Tendenz. Und manche Gedichte sind Schutzparks für inhaltslose Phrasen geworden.

Schadet nichts. Denn gute Gedichte zu machen, ist besonders schwer. Von Tausend, die es versuchen, glückt es Einem. Vielleicht bist du der Eine, Genosse. Aber du solltest das Handwerkszeug führen lernen. Willst du's nicht so versuchen, daß du erst mal ein kurzes Stück Prosa auch in Aufbau und Form bemeistern lernst? Du solltest es tun. Und dann wieder mal das Versemachen versuchen, wenn's dich dazu treibt. Aber bedenke immer: nur mit dem Hobel wirst du keinen Stuhl fertig kriegen, und glatte Reime tun es nicht allein.

Wir drucken heute das preisgekrönte Gedicht. Es ist gut. Aber ist es auch mustergültig? Kann man die Wirkung nicht noch erheblich steigern?

* * *

Erfolgreicher haben die Einsender von Kurzgeschichten gearbeitet. Auch hier natürlich noch viel Anfänger, noch reichlich viel Unklares, falsch Gesehenes, Verzerrtes, Furcht vor politischer Entgleisung verführt manche der Bewerber zu unbeweglichen, langweiligen Flickabsätzen. Mängel an vielen Stellen. Und doch: mehr noch als bei den Gedichten merkt man, daß auf dem Gebiet der Kurzgeschichte, einem der schwersten der Prosa, erstaunlich viele gute Kräfte bei den Arbeiterschriftstellern schlummern, Man merkt die Schwierigkeiten genau, man sieht die schlecht gekitteten Bruchstellen, die Unbeholfenheiten der Nichtgeübten. Aber wer hätte nicht einmal so angefangen.

Wir wollen es offen gestehen: das Prüfungskomitee ist sich erst nach harten Diskussionen einig geworden, wem der Preis zuzuerkennen sei. Denn es ist schwerer, aus einem großen Packen Geschichten die beste zu suchen, als selbst eine zu schreiben. Und Geschmack ist nicht objektiv. Selbst bei den besten Sachen waren Mängel festzustellen und selbst bei den schlechtesten gute Ansätze, Die wenigen, die wir mit einer Handbewegung beiseite legten, waren schlechte Kopien der Ullstein-Unterhaltung. Die wollen wir nicht, die brauchen wir nicht.

Ein paar lehrreiche Einzelheiten wollen wir herausgreifen. Da macht ein Genosse planmäßig den Anfang zu Kürzestgeschichten. In 50-60 Druckzeilen gibt er eine Handlung. Ein sehr guter Anfang ist „Das Brotmesser“. Aber Kürzestgeschichten sind ganz besonders schwer. Noch kleine Verbesserungen, Genosse, noch ein wenig gründlicher in der Konzentration.

Ein Genosse läßt einen Kriegskrüppel, einen ehemaligen Soldatenrat erzählen. Mal was ganz anderes, Sehr gut erzählt, inhaltlich ausgezeichnet. Aber noch zu viel Beiwerk. Die ganze Sache nicht geschlossen genug. Dasselbe gilt für die Bergwerksgeschichte K. G. 42. Das muß kürzer gefaßt werden. Leitartikel und Kurzgeschichten: Beide sind notwendig; aber man soll sie nicht vermischen. Bei „Prolet 61503“ geht es nicht besser und nicht schlechter. In vielen Geschichten sind die Handelnden psychologisch nicht richtig gestaltet. Man glaubt ihnen nicht alles, was sie tun.

Und der Schluß, Genossen! Da habt ihr alle noch viel zu lernen. Anfang und Mitte müssen so eingefasst sein, daß man es vermeiden kann, den Leser am Schluß mit klobigen Sentenzen zu überfallen, Solange die nötig [13:] sind, ist der Aufbau der Geschichte nicht einwandfrei. Der Schluß ist nicht wichtiger als die anderen Teile. Man soll ihn deshalb nicht überladen; er muß organisch aus dem Vorhergehenden wachsen.

* * *

Sind die preisgekrönten Arbeiten mustergültig? Nein! Das sind sie nicht. Aber das durfte man auch nicht erwarten. Sie haben im Formalen kleine Schwächen. Doch wir sind kein bürgerlicher Verein von Prominenten, die „Linkskurve“ ist kein Literatenblatt. Der Zweck des Preisausschreibens war: neue Kräfte zu entdecken, weil wir nie genug haben an proletarisch-revolutionären Arbeiterschrift-

stellern. Diesen Zweck haben wir erreicht. Viele Manuskripte gingen ein, die sicherlich schon lange in den Schubläden lagen; viele Arbeiter haben sich beteiligt, die bisher nicht den Mut aufbrachten, ihre Feierabendsarbeiten der Öffentlichkeit zu präsentieren.

Weiterarbeiten heißt für alle die Parole. Wer beim Preisausschreiben nicht an die Reihe kam, der soll uns auch ohne Wettbewerb seine Schreibversuche vorlegen. Wir sind kein bürgerliches Literaturgremium, das die ungelungenen Erstlingswerke von Arbeitern mitleidig belächelt. Wir wollen helfen, auf diesen Erstlingswerken aufzubauen.

Und nun geht's in die Prüfung der Reportagen, die in großen Haufen bei uns eingegangen sind. Mit Spannung stürzen wir uns in diese Arbeit. Und dann kommen die Romane. Ja, Genossen, da ist uns etwas passiert, was wir keineswegs erwartet haben. Die Zahl der Gedichte, der Kurzgeschichten, der Reportagen ist groß. Die Zahl der eingegangenen Romane ist unverhältnismäßig hoch. Und die ersten Seiten der Manuskripte, die wir schon einmal mit halbem Auge überflogen, geben zu den größten Hoffnungen Anlaß. Wir werden damit wieder einmal den Beweis erbringen können, daß auch in Deutschland eine proletarisch-revolutionäre Literatur aus der Arbeiterschaft herauswächst, die weder hinter der feindlichen Klasse mit ihrem Berufsschreibertum noch hinter der Literatur des Proletariats anderer Sprachen zurückbleibt.

Das Redaktionskollektiv der „Linkskurve“.

*

Die preisgekrönte Kurzgeschichte:

DER TABAKPROLET

HELLMUT WEISS

Steffen hatte schon vorher gehustet.

Zuerst achtete er natürlich nicht darauf. Dazu hatte er keine Zeit. Außerdem war die Arbeit ja viel zu wichtig, wenn man auf die paar Pfennige angewiesen war.

Aber zuletzt knickte er doch zusammen. Die ganze Brusthöhle schien entzündet und ausgetrocknet zu sein. Er hielt das einfach nicht länger aus.

Steffen stand frierend im Sprechzimmer, das Hemd zu einer Wulst über der Hüfte zusammengeknault und stierte die weißgetünchten Wände an. Er fühlte, daß er noch Hunger hatte. Ab und zu kam auch der Husten.

„Nehmen Sie sich doch ein bißchen zusammen, Mann“, sagte der Krankenkassenarzt und klopfte ihm ein-, zweimal auf den Brustkasten. Es tat weh. Steffen biß die Zähne aufeinander und schwieg trotz des Schmerzes. Der Doktor machte sich vor seinem Schreibtisch zu schaffen. Er blickte nur kurz zu Steffen hinüber, schrieb, notierte etwas.

„Haben Sie das erst seit kurzem?“, fragte er.

„Schon lange“, brachte Steffen mühsam heraus und mußte wieder husten, obwohl er schluckte. Der verfluchte Husten!

Dann war die Untersuchung zu Ende. Steffen konnte gehen und bekam einen weißen Schein.

[14:] Auf der Treppe roch es nach Karbol. Unten vor der Haustür blieb er stehen und faltete das Papier auseinander. „Erkältung“ stand drauf; dahinter: „voll erwerbsfähig“ und weiter unten ein Name. Steffen drehte den Zettel. Es stach ihn in der Brust. Er wollte nicht recht an die „Erkältung“ glauben. Die Untersuchung war so schnell vorüber gewesen. Aber ein Arzt muß das ja wissen. „Pfeif auf den Dreck! Pillen geschluckt und geschuftet. Blau machen? Keine Bohne. Froh muß man sein, wenn man überhaupt noch 'ne Stelle hat, naja ...“ Steffen versuchte, das Ganze abzutun. Er hustete und schlich langsam weiter, wobei er in seiner dünnen Jacke, mit dem halbleeren Magen fror. Es regnete.

Vor der Zigarettenfabrik stand ein neues Auto, das wahrscheinlich einem der Chefs gehörte. Die Maschinen ratterten mit voller Kraft und Steffen ging unwillkürlich schneller, immer von dem Schmerz in der Brusthöhle geplagt. Der Portier sah ihn mürrisch an, konnte aber nichts gegen ihn sagen, da die Urlaubszeit ja nicht überschritten war. Die Stechuhr tickte ein. Steffen griff die Marke vom Haken

und machte, daß er an seinen Platz kam. Der Vorarbeiter schielte schon rüber. Alles sauste, knatterte, quietschte. Hundert Hände sortierten bewußtlos den Tabak.

Der Lohn war dreckig: paarundzwanzig Mark bei Achtstundentag, fast ohne Pause. Dazu stank die Tabakbeize bis in die Kantine, und die Maschinen waren sämtlich nicht mehr ganz auf der Höhe. Schutzvorrichtungen fehlten. Unfälle an der Tagesordnung. Die Belegschaft hatte zwar einmal gegen diese Zustände gemeutert; aber der Betriebsrat hatte das Ganze wieder in Butter gebracht – selbstverständlich ohne daß sich etwas geändert hätte. Laut durfte man das allerdings nicht sagen, sonst flog man raus und wurde außerdem im Verband als Oppositioneller angeschwärzt, bis einen der Bonze hochnahm und ausschloß.

Die Aussichten waren also ziemlich öde.

Natürlich wußte Steffen das; er hütete sich, große Töne zu schwingen. Tabaksortieren war schließlich immer noch besser als stempeln gehen und so. Es war eigentlich nicht sein Fach. Er hatte durch Zufall in den Betrieb reinrutschen können. Viel Neues brauchte man ja nicht zu lernen –, bloß schnell mußte man arbeiten, daß der Tabak nur so spritzte!

Zwischen den Kollegen war keine richtige Solidarität da: der Betriebsrat reformistisch, viele schoben Akkord, vor allem die in den gelben Gewerkschaften. Kommunisten gab es keine –, die wurden beizzeiten rausgeekelt. –

Steffen hustete weiter. Er nahm die Pillen, die ihm der Kassenarzt verschrieben hatte; aber das Zeug schien nichts wert zu sein. Eine Besserung war nicht zu spüren – alles blieb beim alten. Der Husten und das Stechen wurden sogar noch stärker. Steffen schob das auf das feuchte Wetter und schluckte seine Pillen. Er ging nochmal zum Doktor; der meinte, die Erkältung sei eben hartnäckig, er solle nur ruhig abwarten und nicht allzu oft wegen so einer Kleinigkeit ankommen. Da gäbe es noch ganz andere Fälle, jawohl!

Steffen sortierte Tabak, hatte wenig zu futtern, fror und litt unter dem verdammten trockenen Schmerz im Brustkorb.

Eines Tages spuckte er zum ersten Male Blut. Zum Arzt wagte er nicht wieder zu gehen –, neuerdings empfing ihn schon die Schwester mit einem Gesicht, wie: „Na, schon wieder derselbe?!“ Das würde [15:] sich auch so geben. Man mußte sich nur in acht nehmen und so weiter. Wenn er sich einen Mantel auf Stottern kaufte, wäre vielleicht zu helfen: eine Hoffnung mehr. Er konnte zwar die ersten beiden Raten bezahlen – doch dann war Ebbe und der Mantel futsch.

Von seinem Lohn „zurücklegen“, war für Steffen nicht gut möglich – das heißt: er hätte sonst eben einfach verhungern dürfen. Das war gehupft wie gesprungen. Daß nicht das schlechte Wetter, sondern der Tabakdunst seine Lungen auffraß, war ebenso klar. Steffen wollte es sich erst nicht eingestehen –, und wenn er es auch tat: das änderte nichts an der Tatsache, daß er das Maul zu halten hatte, um seine Arbeit zu behalten. Ein Prolet muß doch auch essen und wohnen – und Arbeit ist Geld ...

Als Steffen am Sonnabend früh die Straße zur Fabrik hinaufging, war dort irgendetwas los. Eine schwarze Menschengruppe drängte sich um einen unsichtbaren, lebendigen Mittelpunkt. Der Husten war heute besonders stark. Steffen fühlte die Schmerzen und schluckte sie ebenso bitter und hoffnungslos hinunter. Aus der Menge am Fabriktor flatterten weiße Blätter. Steffen wußte nicht, wie er dazukam: plötzlich hatte er eins in der Hand. „Der Tabakprolet“ als Titelkopf.

Steffen wurde von der Masse, die nachdrückte, mit nach vorn geschoben. Inmitten von dem Lärm hörte er, frierend, hustend, wie er war, jemanden laut rufen. Ein Arbeiter neben ihm hatte sich auf das Gitter vor der Fabrik geschwungen und redete plötzlich mit unerwartet weithallender Stimme auf die Menge ein, die dichter und dichter wurde. „Klassengenossen!“, schallt das erste Wort über die Straße. – Und dann folgte Wort auf Wort, Satz auf Satz, hart, erbarmungslos, schneidend, eine Aufzählung alles dessen, was jeder Prolet hier, was jeder Tabakarbeiter, jede Tabakarbeiterin tagtäglich am eigenen Leibe erfuhr: Acht Stunden schufteten für den Profit der Fabrikanten, Akkordschinderei für die

Autos der Herren Unternehmer, Hungerlohn für Dividenden, Ausbeutung für die Prozente und Aktien der Chefs. – –

Und noch ein Wort schrie auf die Massen nieder: „Klassenkampf! Feste rote Einheitsfront gegen die Ausbeuter! Kampf!“

Steffen fühlte seinen Husten nicht mehr. Alles verdrängte der Haß und er wußte – wie die Menge um ihn, wie jeder Einzelne um ihn –, daß das Wahrheit war, was da gesprochen wurde – Kampf, Klassenkampf –, daß das Notwendigkeit war, daß das Tatsache war, dieser Klassenkampf!

Der Redner auf dem Gitter begann wieder: „Genossen – –“ – Im selben Augenblick pfiß ein Polizeiflitzer um die Ecke, Sipos sprangen ab, Gummiknüppel tanzten, die Menge wurde zurückgetrieben. Steffen sah noch, wie der Redner von zwei Grünen angepackt, heruntergerissen und fortgeschleppt wurde –, dann sauste ein Gummiknüppel auf seinen Kopf nieder, daß er halb betäubt zurücksprang –, und plötzlich befand er sich innerhalb des Tores.

Die Sirenen heulten. Arbeitsbeginn. Im Betrieb standen die Maschinen. Alles diskutierte, Die Zeitung ging rund herum, von Hand zu Hand; ein Arbeiter las etwas vor, und viele stimmten zu. Die Spannung wurde immer unerträglicher, die Erregung wuchs, die Erbitterung machte sich Luft. Rufe wurden laut und Zwischenrufe, Forderungen, lange zurückgehaltene, zurückgewürgte, hinuntergeschluckte, hinuntergepreßte Forderungen schrien heraus! Die Vorarbeiter wüteten und rannten kochend herum. Es half nichts. Die ganze Bitterkeit mußte heraus! Endlich. Die Maschinen wurden angestellt. Das lau-[16:]fende Band drehte sich. Räder begannen zu summen. Steffen hatte das weiße Blatt noch zwischen den Fingern und las – als er von hinten einen Stoß erhielt – und noch einen. Hinter ihm stand der Betriebsrat, kochend, glühend vor Wut, schäumend, mit knalligem Kopf –, fetzt ihm die Zeitung aus der Hand und hob wieder die Faust – und wieder. „Rotes Kommunistenschwein, dreckiges!“, brüllte er und versetzte Steffen rasend einen Faustschlag vor die Brust.

Vor Steffen wirbelte es –. Alles drehte sich vor seinen Augen –, er spürte ein furchtbares Stechen, ein Ziehen, ein Sticken in der Luftröhre – er taumelte – er schwankte – es brach warm aus ihm hervor – warm, wie ein blutiger Bach – –.

Er hörte noch eine verstörte Stimme: „Da haben wir die Sauerei ...“

Und ganz leise ein anderes, fernes deutliches Wort, ein Wort: „Klassenkampf!“ – –

Dann sackte er um.

*

Das preisgekrönte Gedicht:

DAS FLIESSBAND

MAX ZIMMERING

Das Fließband rollt und zieht vorbei
und frißt und zehrt die Nerven.
Das Fließband bringt uns Einerlei –
wir stehen da in langer Reih'
und werfen ... und werfen ...
und werfen trotz der Müdigkeit,
denn eine Uhr diktiert die Zeit –
aufs Fließband unsere Nerven.

Das Fließband frißt uns Mark und Bein
und nimmt uns Kraft und Willen.
Der Herr steckt Dividenden ein
und denkt: so wird es immer sein –
da wir den Schrank ihm füllen ...

Wir füllen noch und schufteten noch.
Das Fließband rollt noch immer!

Es rollt vorbei im Stoppuhr-Takt –
man fühlt, wie einen Wahnsinn packt –!
Von Denken keinen Schimmer.

Wir denken nicht – wir fühlen nicht:
Nur Rhythmus lenkt die Hände!
Wir schufteten, bis das Kreuz uns sticht,
bis unser Leib zusammenbricht!
Der Reiche schluckt die Rente!

Ein Fließband rollt die Straßen lang
mit blutigroten Zeichen.
Und statt der Stoppuhr schallt der Schritt –
vieltausend Kämpfer gehen mit,
die keinem Ansturm weichen!
Das rote Fließband rollt entlang
beim Rhythmus blauer Bohnen ...
Dem Reichen wird es Angst und bang –
er zittert vor dem Waffenklang – – –
Wir werden ihn nicht schonen!

*

[17:]



Wer die unerbittlichen Anklagen der Blätter, von Grosz einmal erlebte, der kann nicht mehr gleichgültig und stumpf an den Erscheinungen des täglichen Lebens vorübergehen. Hier hat die Kunst einen Ausdruck als revolutionäres Kampfmittel gefunden, dem weder in Versen noch in Prosa etwas zur Seite gestellt werden kann. Hier ist ein Archiv geschaffen, das ein besseres Geschichtsbild liefert als tausend Akten. Grosz ist kein Träumer fernen Glücks, sondern ein Rufer zum Klassenkampf.

Rote Fahne, Berlin

Soweit man daran glaubt, daß künstlerische Taten die Geschichte der Menschheit beeinflussen können, soweit muß man Grosz den Wegbereiter der Revolution nennen.

Welt am Abend, Berlin

MALIK VERLAG / BERLIN

[18:]

Neue Bücher

Tätigkeitsbericht der kommunistischen Akademie beim Zentralexekutivkomitee der USSR.

Kommissionsverlag Literatur und Politik, Berlin, 0,80 Mk. Anlässlich des 10jährigen Bestehens der Akademie wurde diese Uebersicht über die Arbeiten der Akademie herausgegeben. Sie enthält alle Vorträge, die bis jetzt in den einzelnen Sektionen der Akademie gehalten wurden.

Chitarow. Der Kampf um die Massen. Vom 2. bis 5. Weltkongreß der Kommunistischen Jugendinternationale.

Verlag der Jugendinternationale, Berlin, kart. 2 Mk. Nach Teil 2 der „Geschichte der Kommunistischen Jugendinternationale“ mit dem Titel „Gründung und Aufbau der KJI.“ erschien jetzt der 3. Teil. Schilderte der 2. Teil die Zeit bis zum 2. Weltkongreß, so ist im vorliegenden Band die Zeit vom 2. bis 5. Weltkongreß wiedergegeben. Im Anhang befinden sich wichtige Resolutionen der verschiedenen Weltkongresse.

Fürnberg. Womit beginnen?

Jugendinternationale, Berlin. 0,20 Mk. Eine Selbstkritik des Kommunistischen Jugendverbandes, in der gezeigt wird, wie man nicht arbeiten soll.

Sheerwood. Die Wahrheit über „Religionsverfolgungen“ in der Sowjetunion.

Hoym, Hamburg-Berlin, 0,20 Mk, Diese Schrift widerlegt die Argumente der Hetze gegen die Sowjetunion, deckt die wahren Gründe dieser Hetze auf, und hat als Anhang das „Dekret der Sowjetregierung über die Trennung von Kirche und Staat und Schule und Kirche vom 23.1.1918“.

Richter, Harry. Zwei Welten. Aus der Berliner Diplomatie.

H. Thomas, Berlin N. W. 87, 0,20 Mk. Ein Presseempfang bei Aman Ullah anlässlich seines Besuches in Berlin. Ein Neujahrsempfang bei Hindenburg und als Gegenstück ein Besuch bei dem Präsidenten der Wolgadeutschen Republik. Welche Gegensätze.

Marx-Engels-Werke Gesamtausgabe. 3. Abteilung. 3. Band.

Marx-Engels-Verlag Berlin, geb. 12 Mk. Dieser Band ist der 3. Briefwechselband und umfaßt die Zeit von 1861-1867.

Rabinowitsch. Die russische Zuckerindustrie seit dem Weltkriege.

Ost-Europa-Verlag, Berlin W. 35, 7,50 Mk. Die Entwicklung der russischen Zuckerindustrie von 1914-1930. Vor dem Kriege in Europa an zweiter Stelle stehend, wird die russische Zuckerindustrie nach der Durchführung des Fünfjahresplanes an 1. Stelle stehen. Der Verfasser hat zwar Bedenken bei der Durchführung des Fünfjahresplanes in der Zuckerindustrie, aber durch das beigegebene Zahlenmaterial und die Tabelle des Grundindices des Fünfjahrplanes der Entwicklung der Rübenzuckerindustrie der USSR kann man sich selber ein Bild von der ungeheuren Arbeitsintensität machen, mit der an der Durchführung des Fünfjahresplanes gearbeitet wird.

Marx und Engels als Freidenker in ihren Schriften.

Verlagsgesellschaft der Freidenker, Berlin. 1,25 Mk. Zusammengestellt und herausgegeben von Angelika Balabanoff, Mit einem Nachwort von dem [19:] nicht ganz unbekanntem Max Sievers vom „Verein für Freidenkertum und Feuerbestattung“. Nennt sich im Untertitel ein Hand- und Kampfbuch. Sehr gut. Marx und Engels Zitate als Kampfbuch für Freidenker zusammen. zustellen. Wenn man aber die Worte von Sievers am Schluß des Heftes mit den Taten desselben bei der Konkordatsdebatte, als seine Parteifreunde noch in der Regierung waren, liest, dann steigt einem der Ekel vor soviel Heuchelei auf.

Lenin. Sämtliche Werke. Band 5.

Verlag für Literatur und Politik, Berlin-Wien, Volksausgabe, br. 9,50 Mk., geb. 12 Mk. Der Band hat zum Inhalt den Kampf um die bolschewistische Partei 1902-03. Der vorliegende Band bezieht sich wie Band 4 auf die Zeit der Iskra und Sarja bis zum 2. Parteitag der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Rußlands. Unter anderem enthält der Band Materialien zur Frage des Programms der SAPR, das Agrarprogramm der SAPR und Lenins Aufsätze „An die Dorfarmut“, dargelegt für Bauern.

Manuilski. „Weltwirtschaftskrise und der revolutionäre Aufstieg.“

Hoym, Berlin-Hamburg, 64 Seiten. 0,20 Mk. Die Folgen der Krise und die Entwicklung der revolutionären Bewegung.

Molotow. „Ueber die Sowjetunion.“

Hoym, Berlin-Hamburg, 0,20 Mk. Ueber den kulturellen Aufstieg. Das Industrie- und Finanzproblem, über die kulturelle Wendung des Dorfes.

Im Monat Juni erscheinen die ersten Hefte der Eine-Mark-Romanserie der proletarischen Literatur. Als erster Band wird Marchwitza, Sturm auf Essen, ein Roman aus dem Kapp-Putsch, und als zweiter Band Klaus Neukrantz, Maibarrikaden, ein Roman des 1. Mai 1929, erscheinen. Im Monat Juli wird der erste japanische Arbeiterroman von „Takanaga. Die Straße ohne Sonne“ in der bekannten Reihe „Der Internationale Roman“ erscheinen.

Neudrucke erscheinen von Engels „Bauernkrieg“, und Wandt „Etappe Gent“. Wandt erscheint im 3. Hunderttausend.

Von den im vorigen Heft angezeigten Büchern sind folgende erschienen: Brauer: „Der Ruhraufstand von 1920“, I. A. V. 1 Mk. Thälmann: „Eroberung der Mehrheit der Arbeiterklasse“, 0,20 Mk. Reese: „Das wahre Gesicht der SPD. Ein Wort an die SPD-Arbeiter“, 0,20 Mk.

In nächster Zeit erscheinen: Putz: „Der Bauer mit dem Traktor. Die Kollektivisierung in der Landwirtschaft“, I. A. V., 16 Seiten, 0,10 Mk. Vogl, Dr. Karl: „Aufzeichnungen und Bekenntnisse eines Pfarrers inmitten der Krisis.“ Agisverlag, kart. 3,50 Mk., geb. 5 Mk. Es ist ein typisches Dokument eines Zeitgenossen, der den Verwesungsgeruch seiner eigenen untergehenden Klasse nicht mehr ertragen kann und ihr die Gefolgschaft versagt, da er das Neue am anderen Ufer aufleuchten sieht, „Mit der Stoßbrigade auf dem Lande“, 16 Seiten, I. A. V., 0,10 Mk. Glienke, Franz: „Erlebnisse eines deutschen Arbeiters in der Fremdenlegion.“ Agisverlag, 3 Mk. geb. 1,80 Mk., kart.

Die ersten beiden Bändchen des proletarischen 1-Mk.-Romans: Marchwitza, „Sturm auf Essen“ und Neukrantz „Barrikaden am Wedding“ erscheinen im Laufe des Monats Juni. Die Reihe wird fortgesetzt.

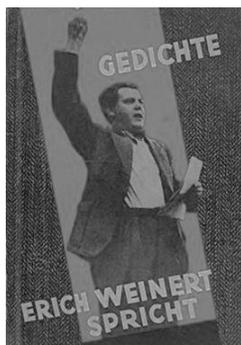
Verantwortlich für die Rubrik „Neue Bücher“: Fritz Domning.

Berlin C 25, Weydingerstraße 9.

Die Verlage werden gebeten, Voranzeigen an diese Adresse zu senden.

[20:]

NEUE PROLETARISCHE DICHTUNG / Band 3



ERICH WEINERT SPRICHT GEIDCHTE

1.-100. TAUSEND

Rote Fahne, Berlin: „Die Arbeiter lieben Weinert, den Dichter und Rezitator. Kaum sind noch Gedichte so populär gewesen wie: etwa ‚Der rote Feuerwehrmann‘ und das ‚Wunder vom 10 Mai‘.“

Volksstimme, Mannheim (SPD): „Der ganze Gedichtband Weinerts ist ein Ruf zur Wachhaltung proletarischen Klassengeistes und Stolzes.“

76 SEITEN M 1,-

SOEBEN ERSCHIENEN

NEUE PROLETARISCHE DICHTUNG / BAND 4

JOHANNES R. BECHER
GRAUE KOLONNEN
24 NEUE GEDICHTE

Egon Erwin Kisch: „Der Erfolg der Becherschen Gedichte ist ein Zeichen: die Kunst ist nicht tot, auch die Lyrik lebt. Zwar nicht in Salons, aber im Herzen des Proletariats.“

Vossische Zeitung: „Innerhalb der deutschen Arbeiterdichtung steht Becher heute als der reinsten liedhafte Dichter da, als das ursprünglichste und leidenschaftlichste Temperament, als der stärkste Beherrscher der sozialen Ballade.“

Berliner Tageblatt: „Einen derartigen Gefühlsaufruhr vermag in Deutschland kaum ein anderer Gebieter über das Sprachorchester zu entfesseln.“



80 SEITEN

M 1,-

INTERNATIONALER ARBEITER-VERLAG BERLIN C 25

*

[21:]

HERR DÖBLIN VERUNGLÜCKT IN EINER „LINKSKURVE“

OTTO BIHA

Herr Döblin hat im „Tagebuch“ (Heft 18) einen Artikel geschrieben. Das geschieht des öfteren und ist meist uninteressant. Diesmal aber behandelt er ausnahmsweise ein uns immerhin interessierendes Thema – uns selbst.

Er berichtet also – wir müssen kurz den Sachverhalt wiedergeben, da wir von den Genossen nicht verlangen, das „Tagebuch“ zu kaufen – daß er „das Ding“ („Die Linkskurve“) kennen lernte, als es sich mit ihm, Herrn Döblin, befaßte. Ueber diese Bekanntschaft war er derart erfreut, daß er sogleich die älteren Nummern dazu kaufte und an ihr Studium ging. Die amüsanten Ergebnisse dieser Lektüre wollen wir unseren Lesern nicht vorenthalten.

Wenn Herr Döblin ein Maler wäre und die fünf Herausgeber der „Linkskurve“ zu malen hätte, würde er sie „in ihren Brutkasten malen, da hocken sie beieinander, bedauernswert bis auf die Knochen, haben ein Messer im Mund, machen riesige Glotzaugen und wollen Angst einjagen“. Na, bei Döblin sind sie an den Unrechten geraten.

Die lebendigen Modelle dieses schaurigen Gemäldes werden sich (nach Döblin) „in Lichtenberg, Kielblockstraße, zusammensetzen und eine eigene Literatur „herausarbeiten“, – Herr Becher, der Prosa und verqualmte Hymnen produziert in dem Schlammbräu einer unentwegt expressionistischen Sprache, – Herr Ludwig Renn, frisch gebackener Genosse, Verfasser eines mittelmäßigen Kriegsromans, den die bürgerlichen Zeitungen lobten, worauf er sich berühmt vorkam, – Herr Andor Gabor, wer ist das?, – Herr Kurt Kläber, o Gott die „Passagiere“, der hat mal was gewollt, der hat mal nicht gekonnt, – Herr Erich Weinert, der Kabarettnummern „herausarbeitet“.

So weit Herr Döblin. Großer Kopf, dieser Döblin. Wie gering und nichtig sind Menschen und Ideen der Zeit, an ihm gemessen. Es ist erstaunlich, mit welcher großartigen Wertschätzung er den Mut zu sich selbst aufbringt.

Wer kennt schon einen Becher? Die revolutionäre Intelligenz aller Welt! Das kommt von den „verqualmten Hymnen“, die außerdem verhetzt sind. Und die lumpigen Millionen Proletarier, die seine Bücher lesen, seine Gedichte bei jeder Gelegenheit hören. Na, Biberköpfe! Döblin weiß schon, was er von Arbeitern zu denken hat. Aber das Entscheidende, – sogar die Staatsanwälte und Zensoren der Republik finden Becher ungenießbar. Und Döblin? Hat seine Geistesprodukte jemals ein Staatsanwalt kassiert? Tausende gesellschaftsfähiger Damen und geistreicher Börsenmakler haben sich in die budhistische Mystik seines gereimten Indienepos vertieft, haben sich mit „Berge, Meere und Giganten“

auseinandergesetzt, und haben auf diesem Umwege sogar die plebejische Wallfahrt nach „Berlin Alexanderplatz“ angetreten.

Mit unverhohlener Geringschätzung spricht der Großmeister Döblin über Kurt Kläber, den Autor der „Passagiere, Wohlgeerntet, nur Passagiere der 3. Klasse – pah! Von den „Barrikaden an der Ruhr“ ganz zu schweigen. Die sind sogar verboten.

Und Weinert. Der „arbeitet Kabarettnummern heraus“. Für Massenmeetings des revolutionären Proletariats. Kampfflosungen, geißelnde politische Satire, rote Gassenhauer des Alltages, Lieder der Agitproptruppen der KPD. Und so was nennt sich Kunst.

Ein großer Kopf ist dieser Döblin, ein gerechter Kopf. Loyal anerkennt er: Ludwig Renn haben sogar bürgerliche Zeitungen gelobt. Sein Kriegsbuch ist – das hängt natürlich mit der Geschmacklosigkeit der Masse zusammen – mehr gelesen worden als Döblins „Sämtliche Werke“. Renn, der sich „berühmt vorkommt“, geht hin und wird Kommunist – ein „frischgebackener Genosse“, Er vertauscht die Dividenden, das „Lob der bürgerlichen Zeitungen“, den eventuellen Ehrenplatz in der Dichterakademie, für – ja wofür?

[28:]

Kurt Kläber: Passagiere der III. Klasse Roman. 5.-10. Tausend.

Dr. Döblin: „Er hat mal was gewollt, er hat mal nicht gekonnt.“ Frankfurter Zeitung: „Es ist der Anfang einer neuen Kunst. Thomas Mann: „Versuch einer proletarischen Kunst, recht gewagt, begabt und merkwürdig. Das Buch wird Aufmerksamkeit erregen.“ In Leinenband Mk. 5,-, kart. Mk. 3,50.
(Erschien als Band 1 der Serie: „Der internationale Roman“.)

Erich Weinert spricht: Gedichte.

Dr. Döblin: „Herr Weinert, der Kabarettnummern herausarbeitet. Volksstimme, Mannheim (SPD): „Der ganze Gedichtband Weinerts ist ein Ruf zur Wachhaltung proletarischen Klassegeistes und Stolzes.“ 1.-10. Tausend, Kart. Mk. 1,-.
(Erschien als Band 3 der Serie: „Neue proletarische Dichtung“.)

Johannes R. Becher: Graue Kolonnen.

24 neue Gedichte.

Dr. Döblin; „Die Lyrik Bechers, dieser Quarkkäse“. Vossische Zeitung: „Innerhalb der deutschen Arbeiterdichtung steht Becher als der am reinsten liedhafte Dichter da, als das ursprünglichste und leidenschaftlichste Temperament, als der stärkste Beherrscher der sozialen Ballade.“ 1.-10. Tausend. Kart. Mk. 1,-.
(Erschien als Band 4 in der Serie: „Neue proletarische Dichtung“.)

Diese Bücher sind literarische Dokumente des Befreiungskampfes der Arbeiterklasse. Daß Herr Dr. Döblin in seiner Kritik nicht sachlich an sie herangehen kann, daß er alles, was über sein Begriffs- und Gestaltungsvermögen hinausgeht, beschimpft und beifert, ist ein Beweis dafür, wie auch ein „fortschrittlicher“ Literat in Verzückung über seine Werke (Berlin Alexanderplatz) literarisch steril und kurzsichtig werden kann.

Verlangen Sie die kostenlose Zusendung unserer Sonderprospekte über diese Serien.

Internationaler Arbeiter-Verlag, Berlin C 25.

Also wirklich! Für das gefährvolle und an Verfolgungen reiche Leben eines revolutionären Kämpfers. Herr Döblin schlägt sich an die Denkerstirne – unverständlich! Dr. Döblin stellt die Diagnose: ein rettungsloser Fall.

Ein großer Kopf ist manchmal ein – Wasserkopf, Dr. Döblin.

Unentwegt und unbarmherzig leuchtet Großinquisitor Döblin in die Finsternis der „Linkskurven“, die da kommen:

„Darauf wird uns verkündet: ‚Unsere proletarische revolutionäre Dichtung hat in den letzten zwei Jahren einen mächtigen Aufschwung genommen.‘ Wie ist mich denn. Ich habe garnichts davon gemerkt! Das muß unbemerkt in der Kielblockstraße passiert sein! Das liegt so weit weg. Schade! Warum telefonieren Sie nicht?“

Hat er nicht recht? Wir müssen die „Fünf“ zur Verantwortung ziehen. Warum haben sie nicht telephonierte: Hallo, Mittelpunkt des Kosmos, Literaturpapst Döblin, – jawohl, bitte wollen Sie nicht mal gütigst nachsehen, ob alles stimmt?

Wir müssen uns leider versagen, alles zu zitieren. Herr Döblin ist nämlich erheblich lang. Wir müssen zu den entscheidenden Stellen übergehen. (Hoffentlich vermerkt uns das der Inquisitor nicht übel.) „Zum Schlusse kann sich Joh. R. Becher nicht zurückhalten; er muß sagen, wie es mit der neuen [23:] proletarischen Literatur ist, er muß bekennen, was ist, und er sagt (fallen Sie nicht vom Stengel): Es ist Rossegger. Es fährt aus Becher heraus an der Stelle, wo er ein Buch von mir vorhat.“ Merkst du was, lieber Leser? „Der ehemalige Transportarbeiter (das „ehemalige“ wird von Becher unterschlagen, das ist gute bürgerliche Tradition, man schwindelt), der nach Becher also nicht mehr ehemalige Transportarbeiter eines Buches von mir sei ein „künstlich gepreßtes Laboratoriumsprodukt“. (Jetzt wissen wir, woher die große Aufregung kommt.) Also künstlich – das ist schlimm, Aber künstlich gepreßt und sogar Laboratoriumsprodukt. Das ist wirklich kränkend, lieber Becher.

Döblin klagt weiter: „Dem Verfasser wird vorgeworfen, daß er hemmungslos (warum gleich hemmungslos?) Details sammelt und sie anhäuft, daß er Berliner Dialekt nachstenographiert, daß die Nummern der Elektrischen, die er angibt, stimmen, daß das Buch ultrarealistisch ist ...“ „... Ich habe mich an den einfachen Berliner Dialekt gehalten, den ich nicht nachzutenographieren brauchte, weil ich nicht stenographieren kann. Und wenn meine Angaben im Roman stimmen, so bitte ich Herrn Becher um Entschuldigung, ich bin nun mal so vertrottelt (Einsicht!), wenn ich Alexanderplatz meine, sage ich Alexanderplatz, und wenn ich Quatschkopf meine, sage ich Becher ...“ „Fällt mir da übrigens nicht gerade ein, daß Herr Becher einmal den Versuch mit untauglichen Mitteln am Roman unternommen hat, welcher Versuch leider beschlagnahmt wurde.“

Herrn Döblins Bücher werden keineswegs beschlagnahmt. Im Gegenteil, sie werden von der Börsenpresse und dem Reklameapparat des Profites propagiert. Döblin hat in seinem Artikel einige Marx-Zitate verwendet. Nicht gerade am richtigen Fleck, aber immerhin. Wir zitieren auch: „... die herrschenden Gedanken sind weiter nichts als der ideelle (gedankliche) Ausdruck der herrschenden materiellen Verhältnisse ...“ Marx-Engels im Bruchstück über „Deutsche Ideologie“.

Es gibt wohl Schriftsteller, die sich nicht darüber eindeutig im klaren sind, daß sie bezahlt werden, um die Ideologie der herrschenden Klasse „dichterisch“ zu gestalten. Döblin gehört nicht zu diesen. Er hat das schon vor Jahren im „Club 1926“ präzise formuliert: „Ich bin ein klassenbewußter Bürger, ein Dichter der Bourgeoisie, wer sagt Ihnen, daß ich den Sieg der Arbeiterklasse will? Welches Recht hat das Proletariat überhaupt, Forderungen an mich zu stellen?“ („Welt am Abend“ 16.3.26.) Bei diesen offenen Worten eines geistigen Agenten der Bourgeoisie bleibt nur die Lächerlichkeit und die Anmaßung eines aufgeblasenen Literaten bemerkenswert. Die Arbeiterklasse und – Herr Döblin!

Die proletarisch-revolutionäre Literatur wird nicht in der Kielblockstraße herausgearbeitet, sondern sie entsteht überall, wo es Unterdrückte und Ausgebeutete gibt. Ueberall, wo die revolutionäre Ideologie und die marxistische Erkenntnis proletarischer Schriftsteller zur dichterischen Gestaltung wird. (Marchwitza, Turek, Scharrer, Ginkel, Pijet, unzählige Andere zeugen dafür.) Die erwähnten fünf Herausgeber der „Linkskurve“ sind Soldaten in der Front der Revolution. Nicht anmaßend genug, um das Werk der Klasse, der sie dienen, als das ihre zu betrachten. Zweifellos aber nehmen sie teil an dem Aufbau einer neuen geistigen Welt, und die Spuren ihres Schaffens werden hinüberreichen in eine Zeit, in der die Namen ihrer großtuenden Zeitgenossen, der Döblin und Konsorten, längst vergessen und ausgelöscht sein werden.

Wir haben das nicht ganz unwichtige, weil symptomatische Buch, das letzte und bekannteste Döblins „Berlin Alexanderplatz“ bereits in der „Linkskurve“ seiner Wichtigkeit entsprechend gewürdigt. Die sehr gekränkten, fast hysterischen Protestrufe des Autors veranlassen uns, kurz darauf zurückzukommen.

Der Alexanderplatz liegt weder am Kurfürstendamm noch im vorigen Jahrhundert. Weder die heutigen, noch die ehemaligen Transportarbeiter [24:] sind belastet mit Freudschen Komplexen und einer

umgestülpten Hamletseele, In diesem seinen Buch hat Döblin das ramponierte Ich eines komplizierten Kleinbürgers aufs Proletarische verkleidet. Dabei ist er von seinem eigenen Einfall wild begeistert und behauptet strikt, das sei ein waschechter Proletarier.

„Berlin Alexanderplatz“ ist ein witziger Narrenführer in eine sagenhafte „Unterwelt des Proletariats“, die nur in Dichterhirnen existiert. Sozusagen Käses Rundfahrt in das Panoptikum maskierter Justizräte, Assessoren und Damen von Berlin W., die sich abwechslungsreicher mal in das ins Dämonische übersetzte Miljöh eines gutgemeinten etwas dilettantischen Zille-Balles begeben und meinen, das sei – Berlin Alexanderplatz.

Die Snobs aller Schattierungen haben dieses Buch Döblins mit dem Glorienschein eines großen Werkes ausstaffiert. Das geschieht mit allen Dingen, die sie nicht verstehen. Sowa wirkt tief und unheimlich. Welche Bedeutung aber hat das Buch Döblins für seine denkenden Zeitgenossen? Daß er Aufschluß darüber gibt, daß Dirnen, Zuhälter und Mörder Menschen sind mit menschlichen Empfindungen, menschlichen Triebkräften und Leiden, an deren Scheitern die Gesellschaft Schuld hat! Seine Vorläufer von Strindberg bis Dostojewski haben das weit besser gemacht. Heute steht zur Aufgabe nicht mehr allein die Erkenntnis der Tatsache, sondern ihre Veränderung.

Nun der Stil – Döblin spricht von seinem Realismus, als habe er ihn erfunden. Gemach! Wer das Werk Döblins kennt, weiß, daß er überhaupt keinen Stil besitzt. Form und Methode des Gestaltens sind nicht etwas Zufälliges, Willkürliches. Sie sind Ausdrucksform der Klasse und des Bewußtseins. Döblin treibt seit Jahren auf dem gesetzlich geschützten Strom der Zeit. Im Grunde ist er nämlich gar kein klassenbewußter Bürger. Er hat längst erkannt, daß die Bourgeoisie eine absteigende Klasse ist, aber er mimt das bürgerliche Bewußtsein, weil das bequemer ist und – profitabler.

Von der „Ermordung einer Butterblume“ bis „Berlin Alexanderplatz“ ist ein weiter Weg zahlloser Varianten des jeweiligen Döblinschen Stils. Von einem „Realismus“ war auf diesem Wege kaum etwas zu entdecken. Lediglich ein Stil der Mode, Konjunkturreffekte eines geschickten verantwortungslosen Plauderers.

„Berlin Alexanderplatz“ ist das Bekenntnis eines Kultur nihilisten, eines schwankenden, haltlosen, resignierten Bürgers, der endlich für seine innere Zerrissenheit die äußere Form (seinen Stil) gefunden hat. Nicht etwa in den Tiefen seiner dichterischen Seele – sondern bei dem Iren James Joyce, der das alles in seinem „Ulysses“ besser vormacht. „Berlin Alexanderplatz“ ist eine typische Verfallserscheinung des bürgerlichen Romans, der aus dem Realismus einer konsequenten Handlung in einen Scheinradikalismus der seelischen Zergliederung flüchtet, weil jede konsequente Handlung – die nicht umgelogen wird – zum Kampfdokument gegen die bestehende Gesellschaftsordnung wird.

„Berlin Alexanderplatz“ ist ein symptomatischer, aber nicht einmal ein repräsentativer bürgerlicher Roman. Döblin fühlt sich ertappt. Mit schlechtem Gewissen und einer schnoddrigen, arroganten Ueberheblichkeit, die lächerlich und zugleich armselig wirkt, wehrt er die Kritik ab. Ein gekränkter Literat mit Freudschen Komplexen und wehmütvoller Seele. Ein Biberkopf.

BUCHHANDLUNG UND ANTIQUARIAT

R. L. PRAGER, BERLIN NW 7, MITTELSTRASSE 21

Erste Bezugsquelle für **alle**, besonders **seltene und vergriffene** Werke aus den Gebieten

**GESCHICHTE DER ARBEITERBEWEGUNG – SOZIALISMUS –
KOMMUNISMUS – VOLKSWIRTSCHAFT – RECHTSWISSENSCHAFT**

Verlangen Sie Zusendung meiner **Bibliographie der Rechts- und Staatswissenschaften** –
Probehefte gratis – und meiner Antiquariatskataloge mit Hinweis auf diese Anzeige.

GENOSSE MAJAKOWSKY

W. Majakowsky – einer der größten revolutionären Dichter der Gegenwart, dessen Einfluß auf die ganze revolutionäre Dichtung des Westens bedeutend war, hat sein Leben beendet. Sein Tod ist ein schwerer Schlag für das Proletariat aller Länder, das in ihm den geliebten Dichter und den treuen Kämpfer für die Weltrevolution verliert. Majakowsky hat lange nicht alle Möglichkeiten seines gewaltigen Talents, das er vollständig in den Dienst für die Befreiung aller Werktätigen gestellt hatte, erschöpft. Sein persönliches Drama und die vor kurzem überstandene Krankheit geben die Lösung dieses tragischen Endes des Dichters, dem jede Kleinmütigkeit fremd war, und der unbarmherzig jede Aeußerung von pessimistischen Stimmungen unter seinen Zeitgenossen gebrandmarkt hat. Um so empörender ist der Umstand, daß die sensationslustige bürgerliche Presse des Westens den Tod des Dichters als bequemen Vorwand für eine neue Hetzkampagne gegen die Sowjetunion auszunutzen versucht.

Den Verlust, den die Arbeiterklasse durch den frühzeitigen Tod Majakowskys erlitten hat, werden die in den Reihen des Internationalen Büros für Revolutionäre Literatur zusammengeschlossenen proletarischen Schriftsteller der kapitalistischen Länder durch hartnäckige schöpferische Arbeit und zähen Kampf für die Weltdiktatur des Proletariats aufwiegen.

Das Internationale Büro für Revolutionäre Literatur.

*

ZWEIERLEI JUGENDFÜRSORGE

Jeden Sonnabend abend sieht man große Trupps gut gekleideter, wohlgenährter Jungens zu den Bahnhöfen ziehen. Wimpel flattern. Volle Tornister sichern die Verpflegung. Zeltbahnen geben Schutz vor Regen. Lärmend füllen die Trupps die Bahnsteige. Auf den hellen, glatten Gesichtern steht geschrieben: Uns gehört die Welt. Und so ist es auch. Behörden und Verbände wetteifern mit Fürsorge und Ertüchtigungshilfe. Luftige Schulräume, große Spielhöfe, Sportplätze, Ausflüge mit Fahrtermäßigung, Unterstützung in jedem Sport und für die „Reiferen“ Schießunterricht mit kostenloser Munition aus Reichswehrbeständen, Unterweisung durch sachkundige Militärs. Befürsorgt, „ertüchtigt“, gehätschelt und von den Ordnungsmächten beschützt, spielt sich die Jugend der herrschenden Klasse in ihre künftige Rolle ein.

Und wie sieht die Fürsorge für die Arbeiterjugend aus? Ein paar Momentbilder zur Illustration: ein lachender Pfingstsonntag. Durch die Straßen Berlins fährt ein Lastauto mit Anhänger, beide Autos dicht mit Maien geschmückt und angefüllt mit Kindern von neun bis vierzehn Jahren; Jungspartakus, Proletenkindern, die von den kärglichen Arbeitsgroschen der Eltern die Autos gemietet haben, um auch einmal aus den Elendsquartieren heraus ins Freie zu kommen. Hinter den Kinderautos ein Ueberfallkommando. Fünfunddreißig schwer bewaffnete „Volks“polizisten begleiten das grün geschmückte Kinderauto – denn zwischen den Maien weht eine rote Fahne – schleppen es zum Polizeipräsidium und verbieten den Ausflug, ohne die Kosten zu ersetzen.

Ein anderes Momentbild: hundert Jungarbeiter, Jungens und Mädels machen einen Nachtausflug. Laut singend ziehen sie zwischen Wald und Wiesen die Landstraße entlang. Da stürzen aus einem Hinterhalt sechzig Bewaffnete: Schupos und Landgendarmen mit Karabinern, knüppeln, schießen und beschimpfen die Jugendlichen und bringen sie in einen Potsdamer Kasernenstall, wo die Ausflügler bis zum Abend des nächsten Tages festgehalten werden. Am nächsten Tage setzt die bürgerlich-sozialdemokratische Pressehetze vom „Sturm auf Struveshof“ ein.

Dritte Momentaufnahme: zum kommunistischen Reichsjugendtag in Leipzig traten die erwerbslosen, völlig mittellosen Jungarbeiter aus allen Teilen des Reichs zu Fuß den Marsch [26:] an. Furchtlos und opferbereit wagten sie die Strapazen dieses Weges. Die Polizeibehörden fahndeten nach den losen Jugendgruppen, schikanierten sie und drohten etlichen mit Fürsorgerziehung. Fürsorgerziehung, d. h.

Zuchthaus für Teilnahme an einem Jugendtreffen. Ein weiteres Mittel der staatlichen Jugendfürsorge sind Schüsse in Rücken und Bauch. B. L.

*

EINE GESCHICKTE FÄLSCHUNG

Der Verfasser eines der neuesten Bücher über die Sowjetunion (Prof. Dr. Ludwig Berg: „Was sagt Sowjetrußland von sich selbst?“, Volksvereins-Verlag, Gladbach-Rheydt. 1930) behauptet im Vorwort, er wolle „Sowjet-Rußland mit seinen eigenen Worten über sein Programm, über Erfolge und Mißerfolge zu uns sprechen lassen“. Gaukelt also dem Leser mit seiner massiven Objektivität einen dokumentarischen Wert vor, der auf keiner der 136 Seiten dieses sehr geschickt zusammengestellten Machwerkes zu finden ist. Zwar benutzt der katholische Volksvereiner Berg neben der durch die übelste Antisowjethetze bekannten ausländischen Presse („Matin“, „Vorwärts“, „Germania“ usw.) auch offizielle sowjetrussische Stimmen; doch liegt die Fälschung eben darin, daß er beispielsweise falschen Berichten ausländischer Zeitungen aus dem Jahre 1929 selbstkritische Aufsätze oder sogar Tatsachenmaterial sowjetrussischer Zeitungen aus den Jahren 1922 bis 1925 als Bestätigung des neuesten Schauerberichtes gegenüberstellt. Die Benutzung solcher Tatsachenlieferanten wie Monsieur Bessedowski, „Deutschlands Erneuerung“, Koch-Weser und Ludwig Mayer mit seinem phantastischen Klatschbuch (siehe „Linkskurve“ Nr. 1) muß dem irreführenden Titel seiner Broschüre mit voller Wucht ins Gesicht schlagen. Die Virtuosität, mit der Berg die Methode der unbewiesenen Behauptungen mit der Methode der Benutzung unlauterer Quellen und der Methode demagogischer Gegenüberstellung mischt, wird nur übertroffen von der Unverfrorenheit, mit der er in einer „Zusammenfassung“ Dirksen, Gleinow, Schoenaich, Voßwinkel, Hoover, Marion und andere ihr Urteil über die Sowjetunion abgeben läßt in einem Buche, das vorgibt, die Sowjetunion über selbst aussagen lassen zu wollen.

Aktuell ist der Abschnitt über Kirche und Religion in der Sowjetunion und über die Bestrebungen Roms auf Wiedervereinigung mit der orthodoxen Kirche. Berg weiß sogar auf die Einerstellen genau die Opfer der religiösen Verfolgungen in der Sowjetunion anzugeben!

Kurz und gut: ein Mann der Wissenschaft, dessen Methoden, dessen lautere Objektivität seiner Forschung am besten durch das vorliegende Werk gekennzeichnet werden. Felix.

*

THEODOR MUSSOLINI.

Theodor Wolff, Chefredakteur des „Berliner Tageblatts“, hat im Ausland eine größere Nummer als in Deutschland. Um seine Bedeutung wieder einmal voll auszukosten, fuhr er kürzlich nach Italien und setzte als Punkt hinter seine Entdeckungsreise eine Unterhaltung mit Mussolini, die er auf den ersten beiden Seiten einer Sonntagsausgabe seines Blattes breitwalzte. Der Tenor seiner Schilderung, in der man am Rande bemerkte, daß Mussolini eigentlich Wolffs Schüler sei, heißt: Wer noch sagt, daß Mussolini ein schlechter Diktator sei, hat von der großen Politik keine Ahnung; Mussolini ist ein guter Diktator. Die nächste Folgerung wäre: Her mit dem guten Diktator auch in Deutschland!

Was doch so eine Umstellung in der Koalition, was ein Schritt auf dem Wege der Faschisierung Deutschlands ausmacht. Es ist wirklich erstaunlich. Die stärksten Männer fallen um. Oder besser: sie stellen sich auf den breiten Boden der gegebenen Tatsachen. Vor zwei Jahren hätte Theodor der Große von Mussolini anders geschrieben. Und der „Vorwärts“ hätte es nicht nötig gehabt, gegen ihn Stellung zu nehmen: „Solange andere dasselbe sagten, war es eben etwas anderes. Die Worte haben anderen Klang und Widerhall in einer Heimwehr- und Stahlhelmversammlung als in einem Organ der Demokratie von stolzer Unabhängigkeit.“ Die stolze Un-[27:]abhängigkeit ist ja, wie wir sehen, schlagend bewiesen, indem Wolff sich auf die Diktatur in Deutschland vorbereitet, sie von vornherein pauschal gutheißt. Der „Vorwärts“ hat das noch nicht erkannt, denn er sagt: „Mussolini-Interviews gehören in das Feuilleton. (Immerhin erlaubt er sie. D. Red.) In die Politik gehört der Faschismus, als das Gewaltregime einer Bourgeoisie, die angesichts ihrer geschichtlichen Aufgabe versagte und fahnen-

flüchtig wurde an ihrer eigenen Gesetzlichkeit.“ Wie gründlich hat Herr Stampfer unseren Marx vergessen! Die „Gesetzlichkeit“ der Bourgeoisie ist die Diktatur des Profits. Das geschriebene Gesetz ist nur zur Unterdrückung der werktätigen Massen da; wird benutzt oder außer Kurs gesetzt oder geändert, wie es dieser Diktatur gefällt. Das ist nicht nur in Mussolinien so, sondern in der ganzen kapitalistischen Welt. Der „Vorwärts“ erfüllt die ihm zugewiesene Aufgabe der Scheinopposition, indem er mehr oder weniger gut Gesetzestreue spielt. B.

*

DAS STINKT

„**Wer lang hat, läßt lang hängen**“, sagt ein altes deutsches Sprichwort. Der „Reichsverband deutscher Presse“ hat es aber garnicht so dick, wie es nach seinem neuen, prachtvoll eingerichteten Klubhaus in der Tiergartenstraße zu Berlin aussieht. Der größte Teil seiner Mitglieder muß sich sogar mit Gehältern begnügen, die man nur als hundemäßig bezeichnen kann.

Aber wir haben (oder hatten) einen Reichsinnenminister Namens Severing, der ganz genau weiß, was er der „Großmacht Presse“ schuldig ist. Dieses luxuriöse Klubhaus mit Gesellschaftsräumen, Tanzsälen, teuren Möbeln, Silberbestecken, livrierten Dienern usw. wurde nämlich von Herrn Severing aus einem disponablen Fonds eingerichtet und dem „Reichsverband“ auf zehn Jahre für ein Trinkgeld „vermietet“, – damit wenigstens die Form gewahrt bleibt.

Die prominenten Herren vom „Reichsverband“ der öffentlichen Meinungsfabrikation – (Gesellschaftsanzug erbeten) werden in „ihrem neuen Heim“ neue Kräfte sammeln, um zu beweisen, daß z. B. staatliche Kinderspeisung mangels öffentlicher Mittel unmöglich ist. Oder – wie der Herr Vorsitzende bei der Einweihung sagte –

„Die Geister zu lehren,
Die Zwietracht zu wehren,
Die Eintracht zu mehren,
Deutschland zu ehren.“

— — — und sich dabei mit keinerlei Skrupeln zu beschweren.

K. G.

*

MINISTER CONTRA PHOTOGRAPHEN

Otto Braun und seine Kollegen aus dem preußischen Koalitionskabinett wollen nicht mehr am Pranger stehen. Sie erlauben nicht, daß ihnen jemand beim Essen zusieht, zum mindesten darf es kein Prolet sein. Die Oeffentlichkeit, verlangen sie, muß von den Banketten, bei denen ihre Anwesenheit erwünscht ist, ausgeschlossen sein. Richtig, lieber Leser: die Oeffentlichkeit wird zu solchen Fresseereien ohnehin nicht zugelassen, soweit sie nicht sich des Besitzes eines Frackes sowie hoher Titel und Beziehungen erfreut. Aber Photographen haben der Oeffentlichkeit hin und wieder einen Eindruck von den zahlreichen Festivitäten unserer Landesväter vermittelt.

Haben die preußischen Ministersozialisten Angst, sie könnten mit dem Messer im Mund oder mit der Hand in der Nase auf die Platte kommen? Fürchten sie, daß sie geknipst werden, wenn ihnen gerade der Sekt hochkommt? Falsch geraten! Das Messer haben sie schon lange nicht mehr im Mund, sondern in der Brust der Proleten. Die Hand stecken sie nicht mehr in die Nase, sondern in die Tasche der Werktätigen. Das Rülpsen haben sie verlernt, weil der Sekt ihnen nichts Außergewöhnliches ist. Nein, sie fürchten, daß die frommen Schafe, die sie dank jahrelanger Verdummung immer noch hinter sich her ziehen, eines Tages sehen werden: der Otto Braun sitzt da auf dem Bild mit dem Nuntius zusammen, dem er kürzlich die Millionen in die Tasche schob. Und der Grzesinski macht sich ver-[28:]gnügt bei den Großunternehmern breit. Er prostet seinem Freund Zörgiebel zu, dem Kopf und Bauch zu platzen drohen.

Die revolutionäre Presse hat solchen Anschauungsunterricht oft und gern gegeben. Aber das lieben die Herren Preußenminister nicht. Und deshalb haben sie sich entschlossen, sich beim Fressen und Saufen nicht mehr photographieren zu lassen.

*

OEDIPUS IN HALBERSTADT.

Und es begab sich, daß sich der Vorhang vor dem gefühlvollen Sternenhimmel des Halberstädter Stadttheaters hob. Blaßblaues Dunkel verdeckt angenehm die Pestkranken von Theben, deren eintöniges Gejammer vor Oedipus' Palast jedem besseren Magenkranken zur Ehre gereichen würde. Oedipus erscheint und brüllt Verse, von denen man einige auf den vorderen Reihen sogar versteht, in die stilisierte Landschaft. Seine alte Frau Jocaste, die, um Freud den Namen des beliebtesten Komplexes zu liefern, unglücklicherweise gleichzeitig seine Mutter ist, ohne daß Beide etwas davon wissen, hat den Schmelz eines unterentwickelten Backfisches.

Chor und Einzelspieler verursachen erheblichen Lärm mit dem bekannten Endziel, daß Frau Jocaste sich schnell entschlossen hinter den Kulissen erhängt, während ihr Prinzgemahl sich an ihrer Leiche sämtliche Augen aussticht, was ihm unnatürlicherweise wiederum Anlaß zu längeren Lungen- und Zungenübungen gibt. Ein leichter Einschlag thüringischen Dialekts gibt dem geblendeten König Thebens die notwendige pikante Note. Worauf der Vorhang fällt.

Nach der Pause, in der sich die Gebildeten bei Schinkenstulle und letztem Stadtklatsch erholt haben, erscheint der schnell gealterte Oedipus in Athen. König Theseus von Athen trieft von Edelmut, während sämtliche vorhandenen Thebaner sich als Schweinehunde entpuppen. Kreon, Oedipussens Nachfolger auf Thebens Thron, ist während der in der Pause verflossenen Jahre nicht gealtert. Er benimmt sich äußerst provozierend, weshalb sich denn auch im Hintergrund eine erbitterte Schlacht entspinnt, die mit der Dezimierung der Schweinehunde und dem Sieg der Edelmütigen endet. Worauf sich Vater Oedipus, von einem Gott mit leichtem braunschweiger Dialekt eigenhändig gerufen, zum Sterben wendet, nicht ohne vorher ein tiefempfundenes Gedicht von reichlich drei Folioseiten hergebrüllt zu haben. Für einen Sterbenden eine beachtliche Leistung! Der edle Theseus darf ihn als Einziger begleiten – leider hat er vergessen, sein modernes Kettenarmbändchen in der Garderobe zu hinterlegen! Beide entschwinden unter Chorgemurmur über die Riesenfelsen, deren Bretter knarren, und die jeden Schritt der Leichenfeier im Widerhall zu Kanonendonner anschwellen lassen.

Auf der Bühne verbleibt gedämpfter Rhabarber, bis Theseus wiederkehrt und also anhebt: Männer! Bürger! Wie sag' ichs euch in den kürzesten Worten? Oedipus ist tot – Das nennt man in Kürze gesagt, was ohnedies bekannt war. Bevor sich aber der Vorhang über der nicht anwesenden Leiche senkt, die diskret, wie sie lebte, hinter der Kulisse verstarb, wird noch von den Chören und den wenigen anwesenden Königen ausführlich die Moral von der Geschicht' verzapft.

Und dann wird die Garderobe gestürmt, damit die ergriffenen Zuhörer nicht zu spät ins Kaffeehaus kommen.

Und am nächsten Tage stehts im Blättchen, wie dankbar die Halberstädter sein müssen, daß sie für ihre Steuern plus Eintrittsgeld so hohe Schule zu sehen bekommen.

Und am nächsten Abend wird die „Spanische Fliege“ aufgewärmt, „damit auch die leichte Muse zu ihrem Recht kommt“.

*

Liebhavervorstellung von „Cyankali“ ausverkauft. Städtisches Theater mit „König Oedipus“ einigermaßen leer. Das gilt nicht allein für den „Oedipus“ von Sophokles, und nicht allein für Halberstadt. Jede deutsche Provinzstadt, deren künstlerischer Ruf sich nach der Höhe der Theatersubventionen richtet, kennt dies Theater. Der Theaterzuschuß ist der [29:] Reichswehretat der Städte auf verdeckten Wegen zielbewußte Aufrüstung.

Richtig: es gibt eine ganze Reihe provinzieller Bühnenleiter, die in dem ihnen gezogenen engen Rahmen mehr zu geben versuchen; die die dramatische Literatur nicht vor Christi Geburt beginnen und sie an der Jahrhundertwende enden lassen. Aber die Mehrzahl der Theaterbesucher wird von den „Halberstädtern“ erfaßt, die mit möglichst viel Aufwand möglichst wenig Leistung zu erzielen verstehen. Deren geistige Unkosten von den materiellen ganz erheblich übertroffen werden.

Muß man sich da noch wundern, daß die kleinen Theater im Reich endgültig zu exklusiven Treffpunkten der Bildungsphilister geworden sind? Paul Brand.

*

DAS BAUHAUS

„das bauhaus ist kein künstlerisches, sondern ein soziales fänomen“ (Hannes Meyer im Bauhausprospekt), Wie sieht dieses „fänomen“ in Wirklichkeit aus? Alle Meister am Bauhaus sind Künstler, teils Maler, teils Architekten.

Wie steht es um die Malerei? Ehemalig radikale Kleinbürger flüchteten vor der Realität mit ihren Widersprüchen in eine Scheinwelt abstrakter Form- und Farbbeziehungen und wollen damit eine zweite un reale „bessere“ Welt vortäuschen, die internationalen Snobs zahlen gut. (Bilder Klee, Kandinsky kosten in die Tausende), denn sie haben eine neue Attraktion.

... und um die Architektur? Hannes Meyer, der Leiter des Bauhauses, baut eine Schule für den ADGB bei Bernau. Kosten 2.000.000 Mark. Eine Schule mit allen Raffinessen moderner Architektur ausgestattet, eine Schule in der schönsten märkischen Landschaft. Sie soll den zukünftigen Bonzen unumstößlich beweisen, daß der Sozialismus im gelobten Lande Hindenburgs doch marschiert.

... und um die Werkstattproduktion? Bauhausmöbel, Bauhausstoffe? Bauhausreklame für Junkers und den deutschen Konserventrust! Ist das

ACHTUNG!

VERTRIEB DER „LINKSKURVE“

Alle Freunde, die „Linkskurven“ in Versammlungen, Bekanntenkreisen usw. umsetzen können, bestellen sie bei Paul Dornberger, Buch- und Zeitschriftenverlag, Berlin S, W. 68, Zimmerstraße 77 (Dönhoff 5989).

vielleicht sozial? Das ist alles Dienst an der herrschenden Klasse. Wir sehen bis jetzt ein künstlerisches, inhaltlich-reaktionäres „fänomen“, aber kein soziales.

Doch vielleicht kommt das „soziale“ mehr im Innern des Bauhauses zur Geltung? Das Schulgeld ist erhöht (um ca. 80 Prozent im 1. Semester), die Lebensmittelpreise in der Kantine gesteigert, die kommunistische Zelle verboten, revolutionäre Studierende gemäßregelt. Wo bleibt da das „soziale fänomen“? Das bleibt in der Phrase, Radikale Phrasen, reaktionäre Tatsachen! Linke SPD. Auch das Bauhaus ist eine der vielen verborgenen Stützen der herrschenden Klasse. Wie sagt Hannes Meyer? „Alles Leben ist Drang zur Harmonie.“ Jawohl: Zur Klassenharmonie! m.

*

SIBIRIEN, EIN ANDERES AMERIKA

Otto Heller, Neuer Deutscher Verlag, 1930.

Eisbrecher „Krassin“, uns allen noch rühmlich bekannt durch die Errettung der verunglückten Expedition des faschistischen Abenteurergenerals Nobile, erhielt im Sommer 1929 von der Sowjetregierung den Auftrag, für die 26 Schiffe der „Karischen Expedition“ den Seeweg nach Sibirien zu bahnen. Zum ersten Male wird der Versuch gemacht, den berüchtigten nördlichen Seeweg von Europa nach Asien mit einer großen Handelsflotte zu befahren, ein Stück phrasenloses, praktisches Heldentum im Zeichen des sozialistischen Aufbaues. Heller reist mit der Flotte von Leningrad bis Port Igarka und erlebt in diesem „durch das Protokoll einer Komitee-[30:]sitzung geborenen Hafen“ zum ersten Male, was das bedeutet: Planwirtschaft im sibirischen Urwald! Und dann durchquert er mit uns das ganze unerhört reiche und seltsame Land, das die russischen Arbeiter und Bauern soeben mit eiserner Faust zum gesellschaftlichen Sein wachzurütteln beginnen.

Sibirien, ein anderes Amerika? Warum? Weil dieses Land der Tundra und der Taiga, der riesigen Ströme und der vierzig Völker, der Edelmetalle und des Holzreichtums gleichermaßen „Pionierland“ ist, ein neues Land der Freiheit. Die Erschließung Sibiriens durch die Pioniere des Sozialismus ist ein

wesentlicher Faktor des Fünfjahresplans, dessen unzweifelhafter Sieg das weltgeschichtliche Schwergewicht endgültig nach dem Osten verlegen wird. Sowjetsibirien, das sozialistische „Amerika“, versetzt dem Kapitalismus den Todesstoß! Hellers Reisebericht ist überreich an statistischem ethnographischem, historischem und geographischem Material, das sich mit den lebendigen Bildern von der Natur Sibiriens und des menschlichen Ringens mit ihr nicht immer glücklich zu einer Einheit verbindet. Sicher ist die spezielle Sibirienkunde, die Heller mit viel Fleiß studiert hat, ein sehr interessantes Gebiet. Doch für den „durchschnittlichen“ Leser bedeutet das Zuviel an historischen und anderen fachlichen Traktaten eine Verwischung der wesentlichen Grundlinie: vom Land der Tränen und des Grauens zum Land der Freiheit und der Zukunft. Trotzdem ist das gut ausgestattete, reich illustrierte und preiswerte Buch durchaus zu empfehlen. Als eines der ersten literarischen Dokumente von der praktischen Durchführung des Fünfjahresplans hat es bleibenden Wert. Luedecke.

*

„FREUND DER SOWJETS“ (Der drohende Krieg).

Verlag: Bund der Freunde der Sowjetunion, Berlin SW 68, Herausgeber: Dr. Max Hodann, Berlin.

Die neue Zeitschrift, die ihre Vorgängerin „Der drohende Krieg“ in erweiterter Form und sehr wirkungsvoller typographischer Aufmachung fortführt, stellt sich zur Aufgabe: Durchbrechung der Lügenblockade gegen die Sowjetunion; Entlarvung der Hetzer und Verleumder aus allen Lagern; Enthüllung der Methoden der Fälscher; Ungeschminkte, gründliche Darstellung der Erfolge und Schwierigkeiten; Siege und Niederlagen des sozialistischen Aufbaus; Berichterstattung über die Durchführung des Fünfjahresplans; Aufdeckung der Kriegsvorbereitungen gegen die Sowjetunion; Behandlung der Fragen des Massenkampfes gegen den Krieg. Dieses umfassende Programm wird in den drei uns vorliegenden Nummern mit großer Sachkenntnis und in fesselnder literarischer Form in Angriff genommen, „Der Fünfjahresplan wird umgestoßen“ – „Wer sind die Chefs“ – „Der Papst lügt“ – diese lebendigen Titelüberschriften verraten, daß hier Tatsachenmaterial in einer neuartigen Form geboten wird, daß der Leser wirklich am Aufbau der Sowjetunion teilnimmt und andererseits in die Werkstatt der Gegner geführt wird, wo der wirtschaftliche, kulturelle und politische (kriegerische) Feldzug gegen die Sowjetunion sich vorbereitet. Alfred Kurella als gründlicher Rußlandkenner gibt dem Blatte den Tenor; doch hat es Mitarbeiter in den verschiedensten Ländern. Aufschlußreich und fesselnd ist ein Artikel von G. B. Shaw in Heft 3, in dem der englischen Gesellschaftskritiker einen interessanten Beitrag zur Frage der Entkirchlichung Rußlands liefert. R. R.

*

SCHRIFTSTELLER PROTESTIEREN

Am 14. Mai veranstalteten der Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller und die Rote Hilfe eine große Kundgebung gegen die Justizwillkür aus Anlaß der unerhörten Schikanen gegen unser Bundesmitglied, den Satiriker und Redakteur Slang. Die Berliner Arbeiter zeigten, daß sie den Sinn der Gesetzesverletzungen und der Ausnahmegesetze, der Einkerkung aller Wortführer des Proletariats voll begriffen haben. Der 2000 Menschen fassende Saal war überfüllt. Dicht gedrängt standen die [31:] Massen drei Stunden lang in den Gängen, saßen hoch oben auf den Fenstersimsen. Ein Telegramm des Internationalen Büros für revolutionäre Literatur in Moskau wurde verlesen. Prof. Alfons Goldschmidt und Prof. Fries sprachen von der internationalen Terrorfront, von den Blutopfern der Kommunisten und ihrer ruhmvollen Führung im Abwehrkampf. Erich Weinert, ein Liebling der Berliner Arbeiter, las satirische Glossen und Gedichte von Slang vor, die ihre gewohnte Wirkung taten. Im Namen des Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller gab Ludwig Renn das Bekenntnis zum unentwegten Klassenkampf ab und umriß die Aufgaben des Schriftstellers in diesem Kampf. Ein Vertreter der „Roten Fahne“ machte in einem längeren Referat sensationelle Mitteilungen von Spitzelprovokationen zum Zweck der Versammlungssprengung. Er zeigte die Verbindung zwischen dem Orloff-Fälscherprozeß und der Einkerkung Slangs, des unerschrockenen Enthüllers. Zum Schluß entwarf der Leiter der Roten Hilfe, Reichstagsabgeordneter G e s c h k e, ein Bild von dem großartigen Werk der Roten Hilfe, die mit der zunehmenden Verfolgung vor immer gewaltigere Aufgaben gestellt wird. Er brandmarkte die heuchlerische Einstellung der Reformisten zu der „verfehlten Judikatur“,

ihre Begünstigung des weißen Terrors in allen Ländern einschließlich Deutschlands, und ihre Hetze gegen den „roten Terror“. Eine Resolution gegen die Justizwillkür wurde von der Versammlung angenommen.

Dann spielten Agitprop-Truppen mit sehr aktuellem politischen Programm. Die Truppe „Roter Stern“ brachte eine Presseszene von Slang. Die „Truppe Neukölln“ erntete brausenden Beifall. Ueberwältigend brachten die Darsteller der Antipfaffenhetze gegen Sowjetrußland die verruchte“ Dämonie der Kirchenhäupter zum Ausdruck. Ihre Szene „System“ stellte das Republikschutzgesetz auf die Bühne. Der Rotfrontkämpfer-Marsch „Wir sind nicht zu verbieten“ der Musiktruppe „Alarm“ bildete den hinreißenden Abschluß. L.

*

„RUND UM DEN GUMMIKNÜPPEL“

war der Titel einer wirksamen Veranstaltung der Ortsgruppe Bremen des Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller. Eine rege durchgeführte Propaganda in der Presse hatte Erfolg: etwa 700 Besucher füllten den Saal, Bei guter Vorbereitung geht es also auch ohne Geld! Von den Einnahmen konnten sogar noch 20 Mk. dem Erwerbslosenausschuß überwiesen werden. Bravo! Eine Agitprop-Truppe „Blaue Blusen“ spielte die von unseren Bundesmitgliedern verfaßten Stücke, den Abend füllten musikalische Darbietungen, Rezitationen, Vorlesungen von Kurzgeschichten usw. Der unmittelbare Erfolg war, daß gleich daraufhin die proletarischen Schriftsteller für mehrere Arbeitervorstellungen angefordert wurden. Ein Beweis, daß die Veranstaltung „den richtigen Ton“ gehabt hat. Ein zweiter ähnlicher Abend ist in Vorbereitung.

Nur zu, Genossen! Hinein in die Massen! Das ist auch der Weg der proletarisch-revolutionären Schriftsteller!

*

DAS PROLETARIAT IN DER VORKRIEGS-LITERATUR.

In einer Vortragsfolge, in der wir im Bunde proletarisch-revolutionärer Schriftsteller in Hamburg über die Themen „Proletariat und Kultur“ (mit den Unterabteilungen „Proletariat und Kultur, Kunst, Literatur, Wissenschaft in Vorkriegs-, Kriegs- und Nachkriegs-Zeit“) sprechen wollen, mit Lichtbildvorführungen und Rezitationen, mußten wir auch notwendigerweise zu dem oben angeführten Thema gelangen. Wir verfolgen mit unseren Referaten mit anschließenden Aussprachen zweierlei. Wir wollen erstens uns selbst innerhalb der Organisation des Bundes besser kennen lernen und haben daher einen Antrag angenommen, daß jedes neueintretende und bereits eingetretene Mitglied in unserem Kreise ein Referat zu halten hat; wenn er auch noch nicht reden kann, so kann er doch als Schriftsteller „schreiben“ und auch sein schriftlich ausgearbeitetes Referat vorlesen. Zweitens [32:] bekommen wir durch die Anforderung der Referate ein ausgezeichnetes Archiv, das wir den uns um Referate bittenden nahestehenden Organisationen wie Freidenker, Ifa, Sportler usw. mit oder ohne Referenten zur Verfügung stellen und so auf die beste Art in der proletarischen Oeffentlichkeit bekannt werden.

*

AUSSCHLUSS.

Der Schriftsteller Albert Daudistel ist am 20. Mai 1930 vom Bundesvorstand aus dem Bund prol.-rev. Schriftsteller ausgeschlossen worden; 1. wegen der zweideutigen eines proletarisch-revolutionären Schriftstellers unwürdigen Rolle, die er in der Angelegenheit Birkenfeld-Müller-Jabusch gespielt hat (Gerichtsverhandlung vom 15, Mai); 2. weil er sich bei Abstimmung einer Resolution gegen das Republikschutzgesetz im Schutzverband Deutscher Schriftsteller der Stimme enthalten und sich damit auf die Seite des Klassenfeinds gestellt hat. – Einspruchsfrist ist dem Ausgeschlossenen gewährt worden.

*

BUND PROLETARISCH-REVOLUTIONÄERER SCHRIFTSTELLER

Sekretariat: Berlin-Lichtenberg, Kielblockstraße 1a, I. Postscheckkonto: Karl Paul Körner, Berlin, Nr. 50 359. Telephon: E 5, Lichtenberg 3308.

ORTSGRUPPEN:

Essen: Hans Marchwiza, Stoppenberg (Ruhrgebiet), Essener Str. 86.

Hamburg: Arnold Prigge, Hamburg 13, Laufgraben 27.

Bremen: P. Hans Woile, Bremen, Lutherstraße 118, 2.

Frankfurt a. M.: P. W. Eschenbaum, Frankfurt a. M., Seehofstr. 9, Htgb, 3.

Dresden: R. Blazek, Dresden-A. 1, Ammonstr. 75, 3, bei Raubal.

Leipzig: Wilh, Tucholke, Könnerritzstraße 38.

BERLIN:

Freitag, den 13. Juni, 20 Uhr in Boekers Festsälen, Weberstraße 17 (Straßenbahn 1, 2, 3, 63, 68, 69, 70, 76) Mitgliederversammlung. – Referat: K. T. Fodor, Das soziale Gesicht des Films.

„Linkskurve“-Leser, Montag, den 23. Juni, 20 Uhr in Boekers Festsälen, Weberstraße 17, – Referat: F. C. Weißkopf, Sozialdemokratische „Arbeiterliteratur“.

*

ASSOZIATION REVOLUTIONÄERER BILDENDER KÜNSTLER.

(Hauptgeschäftsstelle: Max Keilson, Berlin NO 55, Zelterstraße 58a.)

Anfragen und Auskünfte in den einzelnen Ortsgruppen sind an folgende Adressen zu richten:

Köln a. Rh.: Peter Pfaffenholz, Köln-Vingst, Hinter dem Heßgarten 2.

Essen: Rich. Malin, Essen, Spichernstraße 10.

Königsberg i. Pr.: Hans Preuß, Königsberg i. Pr., Kalthöfischestraße 37 c.

Halle: Martin Knauthe, Halle a. d. S., Landwehrkanal 3.

Leipzig: Gregor M. Kallenbach, Leipzig C 1, Roßplatz 7, Atelier 74.

Hamburg 33; Harzensweg 8.

Berlin: Sprechstunde jeden Montag von 6-7 Uhr im Ifa-Büro, Burgstraße 28.

„Die Linkskurve“ erscheint am 1. jeden Monats. Das Einzelheft kostet 30 Pf., das Jahresabonnement 3,- M. Sie wird im Auftrag des Bundes der proletarisch-revolutionären Schriftsteller Deutschlands herausgegeben von Johannes R. Becher, Kurt Kläber, Hans Marchwiza, Erich Weinert und Ludwig Renn. Verantwortlich für die Redaktion: Ludwig Renn (Arnold Vieth-Golßenau), Berlin-Lichtenberg, Kielblockstr. 1a I, Verlag; Internationaler Arbeiterverlag, Berlin C 2, Kleine Alexanderstraße 28. Alle Manuskripte an die Redaktion der „Linkskurve“, Berlin-Lichtenberg, Kielblockstr. 1a I. Alle Anzeigen und Beschwerden an die „Linkskurve“, Internationaler Arbeiterverlag, Berlin C 2, Gedruckt „Peuvag“, Filiale Chemnitz, Schützenstraße 25.